Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

René Louis de Voyer Argenson d'

Nebenstunden eines Staatsmanns; oder Versuche im Geschmack des Montagne : Zwey Theile

Zweyte Auflage, Weißenfels: Leipzig: Severin, 1789

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816076995

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

~~29.V.12.~~
41 b. 13.

JIa-3014.

~~JC-3084~~

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn816076995/phys_0002
DFG

Nebenstunden
eines
Staatsmanns;
oder
Versuche
im Geschmack des Montagne.

Aus dem Französischen
von
Karl Hammerdörfer,
Professor in Jena.

Zwey Theile.

Zweyte Auflage.

Mit kursächsischer gnädigster Freyheit.

Weißenfels und Leipzig,
bey Friedrich Severin. 1789.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816076995/phys_0005
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn816076995/phys_0006
DFG

Vorerinnerung.

Gegenwärtige kleine Schrift ist ein Werk des Markis d'Argenson, eines bekannten französischen Ministers von nicht gemeinen politischen Einsichten. Es ist eine Reihe Bemerkungen, die der Verfasser vor seiner Gelangung zu Staatsämtern niederschrieb, und die eine Frucht theils des Lesens, theils des gesellschaftlichen Umgangs waren. Diese Bemerkungen wechseln mit Karakterzügen und Anekdoten ab, welche größtentheils neu scheinen werden. Nirgends findet man etwas erzählt, daß nicht irgend eine Bemerkung zu bekräftigen diente, das nicht gerade auf der Stelle stünde, wo es just seinen rechten Platz einnimmt.

Die Richtigkeit und Wahrheit der meisten Gedanken, wenigstens der edle, freimüthige Ton, in welchem der Verfasser geschrieben hat, und die so prunklose natürliche Sprache, in welcher er kein unglücklicher Nachahmer des unerreichbaren Montagne ist, bewogen mich, dieser Uebersetzung mich mit der größten Bereitwilligkeit zu unterziehen, und ich hoffe, daß sie selbst solchen Lesern, die eben keine erklärten Freunde

von Betrachtungen sind, nicht unwillkommen sein wird, da Ernst und Scherz, Reflexionen und Anekdoten hier auf die angenehmste Weise vermischt sind. Ob ich übrigens gut übersetzt, ob ich jederzeit den Sinn meines Originals getroffen, und den französischen Ausdruck gerade so in unsrer Sprache gegeben habe, wie ihn Argenson, wenn er deutsch geschrieben hätte, gegeben haben würde, mögen philosophische Kenner beider Sprachen beurtheilen.

Der Uebersetzer.

Ich liebe Montagne, und lese ihn mit Vergnügen, nicht als ob ich gerade immer seiner Meinung wäre, sondern weil er mir Gelegenheit giebt, nachzudenken, und eine Meinung anzunehmen, die der Seinigen gemäß oder entgegengesetzt ist. Frau von Sevigné sagte, wenn sie seine Versuche läse, dünke es ihr, als lustwandle sie mit ihm in seinem Garten über mancherlei plaudernd. Ich denke eben so, und ich finde, daß Montagne zuweilen blos einen Satz darum auf die Bahn zu bringen scheint, um einen kleinen Streit zu veranlassen, der die Unterhaltung belebter und anziehender macht; und in der That eine gute Art ist, seine Leser zu fesseln. Ich will versuchen, es eben so zu machen, und ein eben so unzusammenhangendes, mit kühnen, strittigen, paradoxen Behauptungen sogar, angefülltes Buch zu schreiben, als das Seinige ist. Ich will von allem sprechen, was mir unter die Feder kömmt, oder mir einfällt, von einem aufs andre fallen, keinen Gegenstand erschöpfen, und immer wieder auf jeden zurückkommen. Ich will, daß sich mein Buch Bruchstückweise lesen lasse, wie es geschrieben ist, daß man es bei jeder Seite anfangen und hinlegen, daß man aber auch, wenn man es zugemacht hat, über jeden Abschnitt seine eignen Betrachtungen anstellen könne. Glücklich werde ich mich schätzen, wenn man bei aller dieser anscheinenden oder wirk-

wirklichen Unordnung, in mir einige von Montagnes guten Eigenschaften entdecket. Seine größten Vorzüge, die Funken des Genies, die in seinem Werke glänzen, und seine kraftvolle Schreibart beneide ich ihm nicht; aber dies darf ich versichern, daß ich gleich ihm ein eifriger Freund der Wahrheit, der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, frei und bieder in meinen Worten, Schriften und Handlungen bin; daß ich mein Jahrhundert unpartheiisch und ohne Launen, meinen Nächsten mit Güte und Nachsicht, und mich selbst (denn man muß nicht härter gegen sich sein als gegen andre) mit einiger Schonung beurtheile.

Nebenstunden
eines
Staatsmanns;

oder
Versuche
im Geschmack des Montagne.

Erster Theil.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816076995/phys_0011
DFG

Bemerkungen

nach dem Lesen und der Erfahrung gemacht.

Karaktere, Gemälde, Anekdoten ꝛc.

Die Sittenlehre sagt uns, wie wir mit andern Menschen leben müssen: Wie viel Abhandlungen, Predigten und Bücher giebt es nicht, die uns die Grundsätze derselben lehren! Aber wenig sind deren nur, welche uns mit uns selbst und für uns allein zu leben lehren, weil der Lehrer und die Vorschriften dieser Sittenlehre in unserm eignen Herzen sind, und von unserm Karakter abhangen. Es giebt Leute, welche sechszig Jahre gelebt haben, ohne daß sie sich kennen lernten, weil sie sich nie die Mühe gaben, sich selbst zu erforschen; denn wenn man nur ein wenig in sich selbst suchen will, lernt man sich meisterlich kennen. Man glaube nicht, daß uns die Eigenliebe an der Selbsterkenntniß verhindre; vielmehr erleuchtet sie uns über unsre Fehler, und treibt uns zur Besserung an, weil unser Glück dabey mit im Spiele ist: Nur davon hält sie uns ab, sie andern einzugestehen. Wenn wir ehrlich zu Werke gehen wollen, so müssen wir bekennen, daß wir uns zwar blind gegen unsre Fehler machen, sie aber nicht gänzlich vor uns verstecken können.

Einbildungskraft haben, ist eine Eigenschaft des Geistes, die nicht nur blendet, sondern auch glücklich macht. Denn öfter beglückt sie als daß sie quälet, und beut uns mehr Vergnügen als Schmerzen, mehr Hofnung als Furcht dar. Träg, materielle Seelen, denen nichts ans Herz geht, vegetiren und leben ruhig, aber ohne die Annehmlichkeiten und Süßigkeiten des Lebens zu fühlen, gleich den Thieren die nichts sehen, nichts empfinden, nichts schmecken, als was sie unter dem Gesicht, der Klaue und dem Zahn haben; die dem Menschen eigne Einbildungskraft aber, versetzt uns ausser uns selbst, und läßt uns die Freuden der entferntesten ungewissesten Zukunft schmecken. Man sage nicht, daß sie uns Unfälle, Beschwerden und Zufälle erblicken läßt, die vielleicht nie geschehen werden. Es ist selten, daß uns die Einbildungskraft zu diesen panischen Schrecken leitet, wenn sie nicht durch physische Ursachen in Unordnung gebracht ist. Der kranke Mensch sieht schwarze Fantomen, und hat traurige Vorstellungen; der gesunde Mensch hat blos angenehme Träume; und man ist öfter gesund als krank, und unser natürlicher Zustand besteht in Wünschen, Hoffen und Geniessen. Wahr ist es, daß eben diese Einbildungskraft, die uns für den Augenblick froh macht, uns oft wieder manche trübe Stunde verursacht. Jedermann will gern sein Leben, seine Gesundheit, sein Vermögen erhalten: Die Einbildungskraft aber mahlt uns das Leben als noch sehr lange dauernd, unsre Gesundheit als fest und unerschütterlich, und unsern Wohlstand als unwandelbar ab: Wenn nun die beiden leztern Täuschungen vor der ersten verschwinden, dann ist man sehr zu beklagen.

Alle

Alle unsre Antheile geschehen nur Vergleichungsweise, und wir können metaphysische Gegenstände (d. i. solche, die nicht in die Sinne fallen) nicht anders vergleichen, als wenn wir in uns selbst zurückgehen, und die Empfindungen andrer mit den unsrigen vergleichen. Daher kömmt es, daß rechtschafne Leute jedermann für rechtschaffen zu halten geneigt sind, Schurken aber allen Menschen böse Gesinnungen zutrauen. Nur Erfahrung und Kenntniß der Welt, der Menschen und der Geschäfte können uns hierinnen auf eine richtige Denkart zurückführen, und noch bringen die verschiednen Verhältnisse in denen wir uns befinden, beständig wichtige Modifikationen hervor. Ueberhaupt genommen, lassen sich die Menschen am besten beurtheilen, wenn man ihren Eigennutz zum Maasstab nimmt: Auch ist kein sichrerer Weg sie zu etwas zu überreden, als wenn man ihnen bey dem was sie thun sollen, Vortheile zeiget. Es ist aber nicht so leicht sie zu betrügen als man wohl meinen sollte, und wenn dies gelingen soll, darf man ihnen gar nicht Zeit zum Nachdenken lassen.

Ich habe in St. Evremonds Werken eine Stelle gefunden, die mir eben so artig als natürlich vorgekommen ist. „Ich habe, sagt er, Karakterstücke im tragischen und komi„schen Fache verfertigen wollen; aber es ist mir nie ge„lungen, meine Helden in andre Lagen zu bringen, als die „sind, in denen ich mich selbst befunden, oder ihnen andre „Karaktere zu leihen, als mein eigner ist. Ich mogte meine „Leute noch so sehr griechisch, römisch, türkisch oder franzö„sisch auskleiden, und ihnen Namen geben, die aus der Ge„schichte

„schichte aller dieser Länder genommen waren: Wenn mein „Stück fertig war, so ward ich immer gewahr, daß ich nichts „als St. Evremond dargestellt hatte.“

Man ist in Sina überzeugt, daß es nur eine Wissenschaft gebe, welche man sein Lebenlang erforschen und studiren müsse: Die Moral nämlich; und daher kömmt es, sagen unsre Reisenachrichten, daß ganz Sina mit Philosophen bevölkert ist. Ich behaupte aber, daß diese Erzählungen falsch sind, daß dies weder wahr noch möglich ist, und ein aus Philosophen bestehendes Volk, das sein Leben mit dem Studium der Moral verbrächte, sehr beklagenswerth sein würde. Im ersten Jahre seines Studirens wüßte es alles, was ihm zu wissen nöthig wäre; und wenn man eine Sache, die man schon gründlich innen hat, mit Hartnäckigkeit zu studiren fortfährt, so ist das Ende vom Liede, daß man verwirrt wird, und nicht mehr weis was man will. Nicht studiren sondern ausüben muß man die Moral so lange man lebet, und dies geschieht ohne es zu wissen, wenn man sich von denen führen läßt *) welche sie verstehen; noch besser, wenn man durch-

*) Wer über Sittenlehre und über ihre nach Zeiten und Völkern so verschiednen Grundsätze ein wenig nachgedacht hat; wer da weis wie mislich es ist, sich von andern führen zu lassen, wird alles was hier gesagt ist, sehr schwach und sogar etwas widersprechend finden. Meinem Dafürhalten nach ists immer besser, wenn man selbst sein Moralsystem zum Hausgebrauch formt, und sich so sehr als möglich

durchdrungen von ihren Grundsätzen ist, deren nur wenige, alle aber seit so langer Zeit für richtig erkannt sind, daß sich nichts wider ihre Gründlichkeit einwenden läßt. Diese Vorschriften muß man bei jeder Gelegenheit anwenden, und sie dem Sturm der Leidenschaften und dem Eigennutz entgegensetzen. Es giebt Dinge, die sich ohne Regeln lernen lassen, und auf welche man den Vers des Boileau: Leicht ist die Ausübung, schwer aber das Erlernen, anwenden kann; aber mit der Moral ists gerade das Gegentheil: Die Kenntniß ihrer Grundsätze ist einfach und leicht, aber die Ausübung hat Schwierigkeiten, die man täglich erfährt.

Nicht allein die Stärke unsrer Leidenschaften nebst der Lebhaftigkeit des Karakters und Alters, legen der Ausübung einer gesunden Moral Hindernisse in den Weg, sondern auch die Umstände in denen man sich befindet, und die man nicht eher vorhersehen kann als bis sie da sind. Indessen ist der Weise auf jede Begebenheit vorbereitet. Besonders muß man in der Jugend über alles nachdenken was man lieset und siehet, sich an die Stelle derer setzen von denen man sprechen hört, oder die man persönlich kennet, und sich fragen: Was würde ich thun, wenn ich in dieser Lage wäre? Das heißt mit Nutzen Geschichtsbücher und das große Buch der Welt studiren. Seit mehr als zwanzig Jahren habe ich diesen Brauch angenommen, und es scheint mir, als befände ich mich recht

möglich hütet, andre zu Wegweisern zu nehmen, die oft ihr Temperament, ihre individuellen Lagen allen Menschen anpassen wollen.

A. d. Ueb.

recht wohl dabei. Ohne Ehrgeiz und ohne ein brennendes Verlangen zu fühlen meine gegenwärtige Lage zu verändern, habe ichs doch gern, wenn ich Luftschlösser bauen kann: Sie freuen mich und quälen mich nicht; es sind angenehme Träume die mich nie plötzlich aus dem Schlaf wecken, und mir kein Alpdrücken verursachen. Mein Freund, der Abt St. Pierre, träumt beständig, daß er den Staat verbessere; und ich bin etwas mehr zu dergleichen Träumen berechtigt. Er schreibt seine Träume auf, und läßt sie drucken: Ich habe auch Lust die meinigen niederzuschreiben, aber ich bin Bürge dafür, daß sie bei meinem Leben nicht ans Licht kommen sollen, theils weil ich die Welt noch nicht empfänglich genug für die Dinge halte, die ich mir zu ihrem Besten erdacht habe; theils weil das Beispiel des Abts St. Pierre mich stutzen macht. Bei den besten Absichten hat er verschiedne Rathschläge gegeben, welche befolgt zu werden verdient hätten, aber er hat allgemein angenommene Ideen angegriffen, um zu einem erwünschten Zweck zu gelangen, untaugliche Mittel vorgeschlagen, seine Gedanken mit einem emphatischen Ton vorgetragen, und geglaubt, daß, um ihnen Eingang zu verschaffen, neue Worte und eine ungewöhnliche Rechtschreibung nöthig wären: Dadurch sind seine Schriften und seine Person lächerlich worden, und nur, weil er für einen Thoren und einen Schwätzer galt, hat er sich dem Hasse derjenigen entzogen, welche ihren Vortheil dabei fanden, die Misbräuche die er stürzen wollte, aufrecht zu erhalten. In gewisser Betrachtung mag er denn wohl Vorwürfe und Spott sogar verdienen, allein es war wirklich thunlich, seine Begriffe über mancherlei Gegenstände zu benutzen, und von

seinem

seinem Geschwätze Vortheil zu ziehen. Ein schönes Beispiel für jeden, der seine Verbesserungsentwürfe gern bekannt machen mögte, das aber den guten Bürger nicht völlig abschrecken darf. Wenigstens soll es mich nicht abhalten, wenn auch nur für mich zu denken und zu schreiben, was ich fürs beste und thunlichste erachte.

Es giebt Hirngespinste, welche die Seele erheben und den Geist mit großen und schönen Gegenständen nähren. Wer sich bestimmt hält große Thaten zu thun, wird keine niederträchtige Handlung begehen, keine kleinen Entwürfe fassen, deren er sich in seinem Innern zu schämen hätte. Ein junger Offizier, der einst zum Feldherrn emporsteigen will, sucht sich geschickt in der Taktik zu machen, studirt die große Kunst des Krieges, und wenn er nicht Feldherr wird, so gelingt es ihm wenigstens Befehlshaber eines kleinen Haufens zu werden. Ein junger Rathsherr, der sich Kopf und Anlage zutraut, die höchsten Würden im Staate zu erreichen, arbeitet mit angestrengten Kräften sich dazu vorzubereiten, und sucht zu gleicher Zeit sich beliebt bei mächtigen Beschützern zu machen: Erreicht er denn auch das vorgesteckte Ziel nicht völlig, so erndtet er doch einen Theil von den Früchten seiner Arbeit und seiner Hofnungen. Der Aktenschmierer, der diesen und jenen berühmten Sachwalter ein glänzendes Glück machen sahe; der Bartkratzer, der den ersten Wundarzt des Königs bei einem Vermögen von drei Millionen sterben sahe; der Kaufmannsbursch, der seinen Herrn jährlich für hunderttausend Thaler Waaren absetzen gesehn hat:

hat: Alle diese Leute sind glücklich, wenn sie die oft schimärische Hofnung haben es eben soweit bringen zu können. Der Trieb sein Glück zu machen, die Ueberzeugung, daß man es machen wird, die brennende Vorliebe für seinen Stand, sind mächtige Antriebe zu großen Thaten. Nie muß man ermüden; immer hoffen und arbeiten, und nie aufhören neue Belohnungen zu verdienen, als bis man alles erhalten hat, was man sich nur wünschen kann. Nur Dummköpfe erwarten nach ein wenig Anstrengung und einigen schwachen Beweisen ihrer Fähigkeiten, ruhig an ihrem Kamin sitzend, den rühmlichen Lohn ihrer Dienste, und klagen hier über die Ungerechtigkeiten die sie erdulden müssen. Wer den Muth nicht hat, deren viele zu erdulden, ist's nicht werth, daß ihn endlich ein glänzendes Glück belohne.

Wer nicht den edeln Stolz besitzt sich über seines gleichen zu erheben, muß sich auf stille, gesellige Tugenden beschränken; sein väterliches Erbgut zusammenhalten, wenn er es nicht vermehren will; sich liebenswürdig in seiner Familie, geachtet in seinem Wohnort machen, und die Süssigkeiten eines kleinen gesellschaftlichen Kreises schmecken.

Der weise und rechtschafne Mann sieht jedes Mittel sich zu bereichern, das nicht ehrlich ist als unmöglich, und jeden Entwurf, den er nicht ins Werk zu richten fähig ist, als wahre Thorheit an: Aber man kann Hirngespinste mit sich herumtragen und sich an ihnen belustigen; so wie man Romane lieset, ohne Hofnung Held derselben zu werden, und

Rei-

Reisebeschreibungen, ohne die geringste Lust zu haben sich einzuschiffen und sein Vaterland zu verlassen. So setze ich mich zuweilen an die Stelle derjenigen, deren Geschichte ich lese, schildre mir die Lagen in denen sie sich befanden, und frage mich selbst, ob ich mich so glücklich oder so unglücklich wie sie herausgezogen haben würde. Würde wohl, sage ich manchmal zu mir selbst, dieser Prinz da mein Muster sein? Würde ich mich wohl, wenn ich Feldherr wäre, so betragen wie dieser oder jener unsrer berühmten Krieger? Würde ich als Minister oder obrigkeitliche Person die Grundsätze annehmen, die verschiedne der Herren die ich kenne, befolgt zu haben scheinen? Da ich sehr gern das niederschreibe was ich denke, vorzüglich wenn ich vermuthe, daß mir die Anerinnerung in der Folge nutzbar sein werde, so habe ich über meine Lesereien und nach den Gesprächen mit Leuten, welche in der Welt eine große Rolle gespielt haben oder noch spielen, und mit denen ich persönlich bekannt gewesen bin, eine Menge Anmerkungen gemacht, die ich benutzen werde dieses Buch damit anzufüllen. Oft habe ich unter Leuten von meiner Bekanntschaft einen gesucht, der mir als Muster dienen könne, und nie habe ich einen gefunden der es vollkommen gewesen wäre, und an den ich mich völlig hätte halten können. Je besser ich die Leute kennen lernte, destomehr ward ich überzeugt, daß sie in vielen Stücken noch von dem Grade der Vollkommenheit entfernt waren, den ich mir vorgesetzt hatte, bis ich endlich einsah, daß ich dem Praxiteles nachahmen müsse, der, als er ein Meisterstück von Venus liefern wollte, sich nicht an eine einzige Schönheit band. Denn obgleich in Athen herrliche Mädchen lebten und er Phrinen stets vor

Augen

Augen hatte, so wählte er doch von einer großen Anzahl das, was bei jeder einzelnen das Schönste war, und so schuf er aus so vielen vereinigten Reizen eine Bildseule, die für das schönste Werk gehalten wurde, das je aus Menschenhänden gekommen ist.

Wenn ich übrigens auch Muster fände die mir Genüge thäten, und ich wäre mit ihnen durchaus in gleichen Verhältnissen, so würde ich mich doch hüten, ihnen knechtisch nachzuahmen: Denn es ist ums Nachahmen eine mißliche Sache, so schön auch das Original sein mag; und freie, edle Nachahmung ist allein des Mannes würdig, der Erhabenheit in sich fühlt und sich Genie zutrauet.

Von keinem Schriftsteller des Alterthums kann der Jüngling leichter zum Nachdenken geleitet werden als vom Plutarch. Auch ist dies fast immer der Fall, und sie mögten immer bald Aristides, bald Lukullus, oder Scipio, oder Alcibiades, oder Sokrates sein; abgerechnet aber, daß diese Vorstellungen schnell vorübergehen, so haben diese Personen in Zeiten und Ländern gelebt, die von den unsrigen so verschieden sind, daß sich nicht gut von unsrer Art zu denken und zu handeln auf die ihrige schließen läßt. Selbst die Vergleichungen, welche Plutarch zwischen Griechen und Römern macht, sind weder durchaus richtig noch nutzbar, weil schon zu große Verschiedenheit unter den Sitten beider Völker und in den Umständen in welchen diese Helden waren, statt fand. Indessen hat es doch einigen Nutzen selbst für uns Bürger

des

des achtzehnten Jahrhunderts, wenn wir diese Leute betrachten, die vor zweitausend Jahren auf zehnhundert Meilen von uns gestorben sind.

So eben habe ich im Plutarch mit dem innigsten Vergnügen die Lebensgeschichte und Karakteristik des Aristides und Alcibiades gelesen. Diese beiden berühmten Athenienser sich so ungleich in allem, verdienen beide gekannt zu sein, und nicht ohne Nutzen wird man sie untereinander vergleichen, und die verschiednen Arten des Verdiensts das sie schmückte, auf unser Jahrhundert anwenden.

Aristides strebte nicht nach Waffenruhm: Er diente zwar Anfangs als gemeiner Soldat, und hielt sich so tapfer wie dies jeder gute Bürger muß, dem die Vertheidigung seines Vaterlands obliegt; aber er besas nicht Ehrgeiz genug, nach einer Feldherrnstelle zu trachten, und diente seinen Mitbürgern mehr mit dem Kopf als mit dem Arme. Immer bescheiden, stets zufrieden seine Fähigkeiten beweisen zu können wenn ihm etwas aufgetragen oder sein Rath gefodert ward, lies er jedem die erste Stelle der sie haben wollte; und doch war es ihm nicht möglich sein Verdienst so zu verstecken, daß man ihm nicht Gerechtigkeit hätte wiederfahren lassen. Da Aeschylus in einem seiner Trauerspiele den Vers angebracht hatte: Nicht gerecht zu scheinen; es zu sein bemüht er sich, kehrten sich alle Zuschauer nach dem Aristides, den sie in diesem Bilde erkannten, und klatschten ihm Beifall zu. Die allgemeine Achtung kam ihm so zu sagen

ent-

entgegen, und folgte ihm ungesucht nach. Aber einen Feind hatte er, um so gefährlicher für ihn, da er kein Mann gemeinen Schlags war, den Themistokles, der sichs zur Richtschnur gemacht hatte, allem zu widersprechen, was Aristides vorschlug, so, daß dieser Dinge, die er der Republik für zuträglich hielt, durch andre mußte vortragen lassen. Es ist auch bekannt, daß Aristides trotz alles Verdienstes, sich nicht von der Strenge des Ostracismus retten konnte, jenes strengen Gesetzes, das zu Aufrechterhaltung der Gleichheit in Athen eingeführt worden war. Da ihn der Ruf, in welchen er sich durch Gerechtigkeit und Kenntnisse gesetzt hatte, bei seinen Mitbürgern verdächtig machte, lies er sich ruhig verbannen, wünschend, daß Athen nie in dem Fall sein mögte ihn zu vermissen. Dieser Wunsch ward nicht erhört; man hatte seiner nöthig, man rief ihn zurück, und Themistokles war staatsklug genug ihm entgegen zu kommen, und ihm die ehrerbietigste, innigste Ergebenheit zu versichern. Aristides antwortete ihm als ehrlicher Mann: „Befiehl mir im „Kriege, du bist ein großer Feldherr, und ich werde dir ge„horchen. In Athen mag jeder bei Berathschlagungen die „Parthei nehmen, die ihm seine eigne Einsicht anweiset.“ Als das Jahr darauf Themistokles einen kühnen, glänzenden und vielleicht glücklich ausschlagenden Entwurf machte, der aber den Regeln der Gerechtigkeit nicht am angemessensten war, und das Volk den Aristides zu Rathe zog, sagte er gerade heraus was er dachte, und die Athenienser mogten nichts mehr mit dem Entwurf des Themistokles zu thun haben: So wahr ists, daß das Volk, wenn es Zeit zur Ueberlegung hat und bei kaltem Blute ist, sich immer

mer den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit lenken läßt.

Die Tugend und die Einsichten des Aristides machten Epoche, und als Griechenlands Sitten von Grund aus verdorben waren, sagte man die Zeiten des Aristides, um das Zeitalter rechtschafner Leute zu bezeichnen. So sagte man unter der Regierung von Roms Kaisern das Jahrhundert Kato's, wenn man von dem Zeitalter sprach, wo dieser Censor die alten Gesetze und Sitten der römischen Republik vertheidigte, aber Kato war hart und strenge, Aristides sanft und menschlich. *)

Ein andrer Athenienser, mehr mit glänzenden Eigenschaften geschmückt als Aristides, genoß bei Lebzeiten und spät nach seinem Tode noch des größten Ansehens, und dies ist Alcibiades den ich jetzt schildern will, wie ich den Aristides nach Plutarch geschildert habe.

Von Kindesbeinen an zeigte Alcibiades was er dereinst sein würde. Er war tapfer bis zur Unerschrockenheit, ehrgeizig, stolz und herrschsüchtig, wußte aber auch seine Leidenschaften wo es nöthig war durch Politik zu mäßigen. Er hatte

*) Es scheint nicht, als habe Aristides Philosophie studirt, oder die Hörsale der Philosophen besucht: Zu seiner Zeit bestanden nicht einmal Akademie und Lyceum. Seine Philosophie war natürlich, nicht erworben, und seine Gerechtigkeit beruhte auf der richtigen Urtheilskraft seines Geistes und der Rechtschaffenheit seines Herzens.

hatte Witz, Lebhaftigkeit, Grazie und Anstand bey dem Anschein eines wüsten, unklugen Betragens. Bei einer schönen, zur Liebe gebildeten, überall Liebe einflößenden Gestalt, schien er jede Neigung die er erweckte, auch befriedigen zu wollen, ob er im Grunde gleich mehr über seine Leidenschaften herrschte, als sie über ihn. Sein unbändiger Hang zum Vergnügen mußte seiner Ruhmsucht, seinem Ehrgeiz, seinen Vortheilen dienen. Habsüchtig, ob er gleich reich war, und grosmüthig ward er für einen Verschwender gehalten. Da war keine Kunst auf welche er sich nicht gelegt hätte, und von den schönen Wissenschaften nahm er gerade das, was ihn ganz liebenswürdig zu machen im Stande war. Sogar Philosophie studirte er: Sokrates, der weiseste der Menschen war sein Lehrer, und fand soviel Vergnügen daran ihm Unterricht zu geben, daß in einem andern Sinn Alcibiades des Sokrates Meister war. Seiner Gemahlin Hyparete war er nicht allzutreu, und sie ahmte denen nach, die weniger gültige Rechte auf ihn hatten; seine Annehmlichkeiten erwarben seinem Leichtsinn und seinen Verirrungen Verzeihung. Alle Talente waren ihm so natürlich, als dem Aristides alle Tugenden: Und im Nothfall wußte er alles nachzumachen, was Aristides ohne Verstellung that. Sonderbare Umstände brachten ihn nach Lacedämon, und in diesem seinem Vaterlande feindseligen Staate, dessen Sitten den Athenienfischen gerade entgegen waren, schien er einige Zeitlang ein völliger Spartaner worden zu sein: Völlig wie der Fuchs, der sich mit der Löwenhaut bekleidete. Nur seine Aussenseite war verändert: Er verführte die Gemahlin des guten Königs Agis, und statt, daß die Spartaner ihn bekehrten,

war

war er es, der sie verdarb. Er kam zu den Persern, und schien ganz geschaffen zu sein, an dem Hofe eines despotischen Königs zu leben; als gewandter Hofmann kroch er zu den Füßen seines Gebieters; kühn und stolz bei den Satrapen zeigte er ihnen, daß er soviel und mehr Recht als sie, auf die Gunst des Monarchen und seine Gnadenbezeugungen habe. Bei seiner Rückkunft ins Vaterland verblendete er seine Mitbürger durch seine Pracht, und bezauberte sie durch den Geschmack, der bei allen Festen die er gab zu spüren war. Die Athenienser waren geneigt alles zu verzeihen, wenn es nur mit Grazie verbunden war, und niemand konnte das besser als Alcibiades. Sein Ende war traurig, aber bis an seinen Tod verlies ihn seine Unerschrockenheit nicht: Er starb von den Persern in seinem Hause überfallen, von ihren Dolchen durchbohrt, und die schöne Timandra war es, welche ihm die Augen zudrückte, und für sein Begräbniß Sorge trug.

Hat man diese Schilderungen gelesen, und wirft man dann seine Augen auf das Jahrhundert und das Land in welchem wir leben, so findet man, daß wir noch viele Alcibiaden haben, aber Aristiden sehen wir nirgends. Das sechszehnte Jahrhundert kann welche aufweisen, die auch bemerkt wurden, weil in den Zeiten der Unruhen und bürgerlichen Kriege, Leute von eben soviel Standhaftigkeit als Tugend, die Grundsätze haben und sich vertheidigen müssen, sich im vollen Glanze zeigen; wenn aber alles ruhig und friedlich ist, schlummert der Muth ein, und heroische Tugenden glänzen und schimmern nicht weiter. Wer weis ob in Ländern, wo es weder Löwen noch Schlangen giebt, Menschen zu finden

wären, die sie zähmen könnten; wo man aber keine Ungeheuer sieht, wird man von Insekten geplagt — und die Schwärme dieser kleinen Thierchen sind schwerer zu zerstreuen als die wilden Bestien zu erlegen.

Unser Jahrhundert ist dazu gemacht, Alcibiaden hervorzubringen. Hat aber dies glänzende Vorbild auch noch unter uns vollkommne Nachahmer? Irre ich nicht, so kenne ich einen unter meinen Zeitgenossen, den meine Urenkel gleich mir bewundern und lieben mögen.

Ich habe des Demosthenes Reden mit allem Vergnügen, seine Lebensgeschichte mit Verdruß gelesen. Ich habe in ihm den Mann von den größten Geistesgaben, der schönsten lebhaftesten Beredsamkeit gefunden; aber ich bin auch gewahr worden, daß die Eigenschaften seines Herzens schlechter waren als die seines Geistes. Das erstemal als er den Rednerstuhl bestieg, sprach er wider seine Vormünder, und das fruchtlos, weil er, wie man sagt, zuviel aufeinander gehäufte Gründe anführte, seine Klagrede mit zuviel rednerischen Figuren überlud, welche noch dazu schlecht angebracht waren — nach meiner Meinung aber, weil seine Sache schlecht war; denn ein Jüngling wie Demosthenes mußte seine Richter geneigt finden ihn zu hören, wenn er sich beklagte, daß man seine Schwachheit mißbraucht habe, um ihn seines Vermögens zu berauben.*) Statt sich durch diesen

*) Wie aber, wenn die Richter Schwäger, Vettern, Freunde der Angeklagten waren? —

A. d. Ueb.

diesen fehlgeschlagnen Versuch abschrecken zu lassen, gab sich Demosthenes unendliche Mühe, geschickter und verführerischer zu werden. Eine Zeitlang, da er noch nicht soweit war eine vollkommen gute Aussprache erhalten zu haben, verfertigte er Reden für andre, und da einmal der Areopag eine Sache zu verwickelt fand, weil beide Reden für und wider von gleicher Stärke waren, ergab es sich, daß Demosthenes beide gemacht hatte, und also Anwald des Klägers und Beklagten war. Welchen Begrif muß man sich von dem Herzen eines solchen Redners machen! Endlich war er im Stande, sich allem zu widersetzen was Phocion vorschlug, dem es weder an Kopf noch Rednergaben fehlte, und dessen Meinungen richtiger, und den Athenienſern weit vortheilhafter waren. Demosthenes überwog ihn an Talenten, und daß er ihm den Sieg abgewann, war Ursache an dem Untergange des Vaterlandes. Wenn es dem Demosthenes an Gründen fehlte, zog er sich durch einen Scherz aus der Sache.

Er hatte zum Krieg gerathen;*) und so wenig Athen Krieg zu führen im Stande war, beschloß es doch, dem Rathe des Mannes zu folgen, der, als er vor den Feind kam, der erste im Ausreißen war, der eben so feigherzig focht, als er dem Wohle des Vaterlands zuwider geredet hatte. Doch riefen ihn die Athenienser wieder auf den Rednerstuhl; doch wollten sie den göttlichen Redner weiter hören. Ein schwach-

*) Wider Philipp von Macedonien, den Vater des großen Alexanders.

A. d. U.

sinniges Volk, das nur auf wohlgewählte Worte und schöne Phrasen Werth setzte, ohne den Gegenstand der Rede in Anschlag zu bringen? Und doch war es des Vaterlands Wohl, auf das es hier ankam.

Da Philipp todt war, behauptete Demosthenes vom jungen Alexander, der nur ein einfältiger Knabe wäre, sei nichts zu befürchten. Die Schöngeister Athens lächelten, und gaben ihren Beifall: Der Erfolg zeigte aber, wie gewagt dies Urtheil gewesen war. Der König von Macedonien zerstörte Theben, und verzieh Athen nur, weil er Künste, Wissenschaften und Philosophie schätzte, verlangte aber, daß ihm die Redner die ihn geschmäht hätten, ausgeliefert würden. Demosthenes war am strafbarsten, und that aus Furcht alles was er konnte, sich diese Reise zu ersparen. Er ersann und deklamirte gar wunderschön die Fabel von den Hirten, welche von den Wölfen ersucht wurden, ihnen ihre Hunde auszuliefern, und ohngeachtet er bei weitem nicht so viel Werth hatte, daß Athen auf seine Erhaltung hätte bedacht sein sollen, so erreichte er doch seinen Endzweck, und seine Landsleute erlegten lieber eine beträchtliche Geldbuße, als daß sie ihn der Ahndung des Königs von Macedonien Preis gaben. Alexander nahm das Geld, lies den Athenienssern ihren Redner, und machte einen recht guten Handel.

Als der Eroberer dem König von Persien Sardes abgenommen hatte, fand er hier den Beweis, daß Demosthenes von den Feinden seines Vaterlands ein Jahrgeld bekam, und ein Schurke war. Er lies es den Athenienssern wissen,

und

und diese lachten darüber. Wirklich blieb auch Demosthenes dabei immer an Wohlredenheit der erste in Griechenland, und wer in der Art Fähigkeiten hatte, dem verziehen die Athenienser alles.

Einst sollte er wider einen gewißen Harpalus, den man aus Athen verbannen wollte, und der es in der That verdiente, eine Rede halten. Der Schelm gab dem Demosthenes einen schönen goldnen Becher, und Tages darauf entschuldigte sich dieser mit einem Fluß an den Zähnen, der ihn am Reden verhindre: Das glaub ich wohl, erwiederte Phocion, du hast des Harpalus Becher im Halse. Die Antwort ward herrlich befunden, dies war aber auch alles.

Wenn man den Demosthenes ließt, wird man so bezaubert von ihm, daß man nicht einmal auf das Gewicht seiner Gründe Acht hat; nimmt man aber die Geschichte zu Hülfe, und setzt sich an die Stelle der Athenienser, so wird die Schwäche dieser Gründe sehr sichtbar. Phocion im Gegentheil sprach mit Gewicht, und immer zur rechten Zeit. Einmal sagte Hiperides zu ihm: „Wenn wirst du denn ein„mal für den Krieg stimmen?“ — „Dann,“ erwiederte der weise Athenienser, „wenn die Alten zu befehlen und die Jun„gen zu gehorchen gelernt haben; dann, wenn die Reichen „mit ihrem Gelde, die Armen mit ihren Händen helfen; „dann, wenn die Redner ihren Geist und ihre Talente nicht „mehr auf Kosten des Nutzens der Republik glänzen „lassen.“

De-

Demosthenes fängt eine seiner Reden also an: „Athe„nienser, das Orakel von Delphi hat erklärt, daß in Athen „ein einziger Mann sei, der in seinen Meinungen von allen „seinen Landsleuten abgehe; wollt ihr diesen Mann gern „kennen lernen? — Ich bin es.“ Wirklich ist dies eine schöne rhetorische Figur; nachher aber muß Demosthenes viel Kunst und Spitzfindigkeit anwenden, um zu beweisen, daß er mit Recht einer andern Meinung als seine Mitbürger sei. Und wie hätten die Athenienser auch so blind sein können, daß sie immer das Falsche und nie das Wahre gewählt haben sollten? Demosthenes betrog sie also.

Cicero ist mir weit lieber. Aus seinen Reden athmet Verstand und Empfindung; seine Logik ist richtig und zu gleicher Zeit überzeugend. Man glaubt den redlichen Mann zu sehen, wie er seinesgleichen vertheidigt, und nichts beweiset, daß Cicero die Römer zu betrügen gesucht, oder eine schlechte Sache gut gemacht habe.

Der römische Redner hatte große persönliche Fehler; er war schwach in Staats- und Regierungssachen, und fügte sich in Zeit und Umstände; aber er erhitzte sich wenigstens nicht für die schlechte Sache und stieß das Vaterland wenigstens nicht in den Abgrund, wenn er es auch nicht vom Fallen zurückzuhalten wagte. Er war eitel, und wähnte Rom gerettet zu haben, als er Katilina's Verschwörung entdeckt hatte; und wenn er sich auch eines kleinen Dienstes halber zu sehr rühmte, so hatte er sich wenigstens nichts vorzuwerfen. Man muß der Menschheit etwas zu gute halten, und ihr einige Schwachheiten übersehen.

Ich

Ich habe die Geschichte der beiden Katonen in der Absicht gelesen zu erfahren, welcher von beiden wohl am ersten zu dem Sprüchwort: Weise wie Kato, Gelegenheit gegeben, und ich glaube, daß Kato von Utika den Vorzug vor seinem Ahnherrn verdient. Um besser hievon zu urtheilen, muß man ihre Handlungen vergleichen, mit Rücksicht auf die Verhältnisse, in welchen sie sich befanden. Der Censor war härter, und lebte zu einer Zeit, wo dies weniger nöthig war, so daß seine Strenge wohl etwas an üble Laune zu grenzen scheint. Er galt einigermaßen für einen Redner, aber deshalb blos, weil seine Reden voll Verbitterung wider seine Gegner waren, er einen übertriebnen Eifer für Tugend und Gesetze an den Tag legte, und diejenigen, welche sich davon entfernten, bitter tadelte. Er ward zum Quästor *) bei der Armee des afrikanischen Scipio ernannt, und versagte die kleinste Ausgabe, welche dieser Feldherr um seine Soldaten zu belohnen, machen wollte. Und als ihm Scipio sagte, er glaube nicht sowohl verpflichtet zu sein das Geld zu schonen, als die großen Dinge auszuführen, die ihm oblägen — welches eine sehr richtige und wahre Bemerkung war, verlies Kato aus Verdruß sein Amt und die Armee. Als Prätor war er ein äusserst rechtschafner aber unerträglich strenger Richter. Als er die Ehre des Konsulats erlangt hatte, ward er nach Spanien geschickt, und bald sah er sich mit Feinden umgeben, die er sich vielleicht durch seine rauhen Sitten zugezogen hatte. Nun da er sahe daß er nachgeben müsse, nahm er zweihundert Talente aus der Schatzkammer der Republik, um einen

*) General-Kriegs-Zahlmeister.

einen Theil der spanischen Nation zu bestechen, und als er sie dadurch entzweit hatte, überwand er sie glücklich, lies alle Mauern ihrer Städte schleifen, und erhielt die Ehre eines Triumphs. Zehn Jahre nach seinem Konsulat suchte er das Amt eines Censors, erhielt es wirklich, und nie bekleidete jemand dieses mit soviel Würde und Strenge, als Kato. Er schonte niemand; Senatoren, Ritter, ja selbst Männer die Konsuln gewesen waren, nicht, und jagte jeden aus dem Senat, den er strafbar fand, von welcher Geburt er auch sein mogte. Er war pünktlich in seinen Geschäften, streng, unbestechlich, unbeugsam, unerschrocken. Den Uebertretern der Gesetze machte er sich fürchterlich, aber er erleichterte ihre Ausübung nicht, machte sie nicht beliebt, und dachte nie daran diejenigen zu belohnen, die darnach lebten. Dem Luxus kündigte er Krieg an nicht durch Prachtgesetze, sondern indem er die Bürger nach ihrem Aufwand schätzte, ohne Rücksicht auf den wirklichen Vermögenszustand derselben zu nehmen. Am Ende seines Censoramtes errichtete man ihm eine Bildsäule, und er erhielt den Nahmen Censor, den er Zeit seines Lebens mit dem Hange seine Mitbürger zu tadeln und zu bekritteln beibehielt. Er machte sichs zur Pflicht, vielleicht auch zum Vergnügen, sie vor dem ganzen Senat anzuklagen; man bezahlte ihn mit gleicher Münze, klagte ihn wieder an, und er ward mehr als einmal zu Geldbußen verurtheilt. Er war schon ein alter Mann, als Athenienser nach Rom kamen, und das Studium der Wissenschaften und griechischen Philosophie in Schwung brachten. Kato konnte sich nicht an diese neue Art des Studirens gewöhnen; er widersetzte sich derselben, und machte einen gewaltigen Lärm

über

über die schreckliche Gefahr, welche diese Gattung von Geistesluxus der Republik drohe. Als er in der Zeit zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege sich in Karthago aufhielt, entdeckte er, daß diese alte Nebenbuhlerin Roms noch angefüllt mit einer blühenden Jugend, das Land bevölkert, reich und voll Handel war; mit einem Wort, daß wenn man Karthago zuviel Raum sich wieder zu erholen gäbe, es Rom wie zu Hannibals Zeiten in Angst und Schrecken versetzen könne. Seit diesem Augenblick war er im Senat beständig der Meinung, daß Karthago zerstört werden müsse, und er ist der eigentliche Urheber des dritten punischen Krieges, der sich wirklich mit dem gänzlichen Untergange dieses Freistaats endigte. Kato starb als achtzigjähriger Greis, ohne jemals krank gewesen zu sein, oder die Hülfe der Aerzte nöthig gehabt zu haben.

Es läßt sich viel wider diesen strengen Censor der Laster und Sitten seines Landes sagen, der sich den Kurius Dentatus zum Muster vorgesetzt hatte; jenen Römer aus den ersten Zeiten der Republik, der dreimal Konsul war, zweimal die Ehre des Triumphs erhielt, und stets nach seinen Siegen zu seinem Pfluge und zu seinem friedlichen Landleben zurückkehrte. Dies war eben der Kurius, der, als er von gewissen Abgesandten beträchtliche Anerbietungen von Gold und Silber erhielt, ihnen seinen Kessel voll Rüben und Kräuter zeigte, mit den Worten: „Urtheilt, ob ein „Mann der sich damit begnügt, eurer Reichthümer nö„thig hat.“

Kato

Kato gab sich die Miene, als wolle er ein eben so einfaches Leben führen; aber Kurius ahmte bei dieser Lebensart seine Landsleute und Zeitgenossen die Cincinnatus, Fabricius und Kamillus nach; statt daß Kato sich auszeichnen wollte und etwas besonders darinnen suchte. Wir haben noch Bruchstücke von Kato's Schriften, in denen Eitelkeit, Hang sich durch Besonderheiten auszuzeichnen, und die äusserste Sparsamkeit sichtbar sind. Er hat Bücher über das Landleben geschrieben, in welchen er sagt, es sei nichts so schön als sein väterliches Erbgut vermehren und sich bereichern; daß die Sklaven Werkzeuge des Ackerbaus, der Landwirthschaft und Handlung sind, deren man sich zu Verbesserung seines Vermögens bedienen, und die man blos in dieser Absicht schonen müsse. Plutarch selbst, so nachsehend er auch gegen seine Helden ist, kann sich nicht enthalten gegen diese Denkart zu reden, und sie ungerecht und unmenschlich zu finden.

Man merkt an, daß Kato, der während seines strengen Censoramtes so vielen Lastern das Urtheil sprach, diejenigen verschonte, von denen er selbst angesteckt war; z. B. den Wucher, den er der Sage nach auf die gräulichste Art ausgeübt haben soll. Warf man ihm denselben vor, so erwiederte er, es sei kein Gesetz vorhanden das ihn ausdrücklich verbiete: Und wenn dies auch war, so fragt sich's, ob es einem Kato anständig war, sich genau an den Buchstaben eines Gesetzes zu binden, um Recht und Billigkeit von den entgegengesetzten Lastern zu unterscheiden? Kato, der Censor, war also eigennützig, geizig, eitel und vielleicht eifersüchtig auf die Großen und Mächtigen, die er so in die

Augen

Augen fallend verfolgte. Er war hart gegen seinesgleichen, und unmenschlich gegen Niedre; seine Weisheit war traurig und wild, ganz das, was Montagne mit Recht einen thörigten, elenden Schmuck der Weltweisheit nennt. Die Distichen die ihm zugeschrieben werden sind weise und vernünftig, aber sie sind gewiß nicht von Kato dem Censor; ob sie seinem Enkel mit mehr Recht zugeschrieben werden, wollen wir nun sehen.

Kato von Utika lebte in einem Zeitalter, das mit weit mehr Unfällen bezeichnet war, als das seines Ahnherrn; und obgleich sein Jahrhundert keinen wesentlichen Fehler hatte, so tadelte er es doch mehr durch Ausübung der Tugenden, als durch heftiges Losziehen gegen die Laster. Seine Philosophie war weder kynisch, noch eifersüchtig, noch stolz. Er strebte nicht nach Reichthümern, benutzte aber diejenigen welche er hatte, um zu rechter Zeit grosmüthig und freigebig zu sein. Gleich unfähig zu blinder Freundschaft, und zu einem bis zur Erbitterung getriebenen Haße, liebte er vor allem die Gerechtigkeit und das Vaterland. Als Sylla Rom tirannisirte, war er noch ein Kind, und schon damals sagt man, habe er von jedermann ein Schwert verlangt, um die Brust dieses Unterdrückers des Vaterlands zu durchbohren. Vierzig Jahr darauf gab er sich selbst den Tod, ehe daß er dem Cäsar gehorchen wollte. Er empfand es, daß besonders in einem Freistaate Würden keine eitle Ehre wären, sondern wahre, wirkliche Aemter, von deren Verwaltung man dem Vaterland Rechenschaft schuldig sei. Er war anfangs General-Kriegs-Zahlmeister gleich seinem Ahnherrn, und betrug

sich

sich auf diesem Posten als ein pünktlicher, redlicher Mann, der aber nicht bei jeder Ausgabe Schwierigkeiten machte, und der strengen Oekonomie gute Anwendung des Geldes vorzog. Eine Tugend, die sich durchaus gleich bleibt, muß bald bekannt werden, und er kam also bald in den Ruf welchen er verdiente, aber man drängte sich nicht weiter ihn zu befördern, weil man seine Denkungsart fürchtete, weit entfernt, sich nach derselben zu richten. Er selbst beeiferte sich eben nicht eine große Rolle in der Republik zu spielen; da er aber sahe daß das Volk im Begrif stand, einen schlechten Kerl zum Tribun zu erwählen, und er die übeln Folgen dieser Wahl befürchtete, bewarb er sich darum, und erhielt sie. Wirklich war er nun im Stande zu verhindern, daß unter dem Vorwand der Katilinarischen Verschwörung, Pompejus mit seiner Armee, mit welcher er Krieg wider den Mithridates führte, ohne diesen trotzigen Feind der Römer bis jetzt gänzlich zu demüthigen, nicht nach Rom gerufen ward. Wäre dieser Vorschlag durchgegangen, so wäre auf der einen Seite der große Endzweck des asiatischen Kriegs verfehlt worden, und Rom ward zwar von den Katilinarischen Unruhen befreiet, aber dafür völlig vom Pompejus unterjochet. Kato hielt wenigstens den Ruin des Vaterlandes auf, da er für diesmal hinderte, daß Pompejus nicht mit allen seinen Truppen nach Rom kam; und bei dieser Gelegenheit lief er Gefahr von denen welche von der Gegenparthei waren, und dazu gehörten fast alle römische Bürger, mit Gewalt und Hinterlist ermordet zu werden. Sein kaltes Blut und seine Standhaftigkeit gaben endlich denen beßre Einsichten, die nicht weit genug sahen, und diese schützten ihn

für

für den Nachstellungen der andern. Pompejus, der erfahren hatte was vorgegangen war, kam nach Rom zurück und sahe daß Kato ein Mann war, den er schlechterdings schonen müsse: Er suchte also seine Freundschaft, und verlangte seine Nichte zur Gemahlin für seinen Sohn. Kato schlug es ihm ab: Ich werde dem Pompejus kein Geissel wider das Vaterland geben, sagte er; sobald seine Sache die gerechteste ist, soll sie auch die meinige sein. Er hielt Wort. So lange Pompejus, Cäsar und Krassus sich zur Unterdrückung des Vaterlandes vereinigt hatten, war er ein Feind von ihnen allen. Pompejus lies ihm oft Vorwürfe deshalb machen; und immer antwortete er, daß er bei seinen Handlungen weder persönliche Freundschaft noch Feindschaft zu Rathe ziehe, und daß er nie etwas anders vor Augen haben werde als das Wohl der Republik. Da denn alle Partheien merkten, daß es unmöglich sei ihn in ihr Interesse zu ziehen, so wurden sie eins, ihn vom Konsulat auszuschliessen; und so kam dieser Mann, der mehr als einer geschickt war Rom zu beherrschen, nie an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Ich weis nicht, ob dies ein großes Unglück für Rom war: Wahrscheinlich würde er den Untergang der Republik nur auf kurze Zeit aufgehalten haben; indessen ist zur Schande der Verzeichnisse der Konsuln der Name des zweiten Kato nicht in ihnen befindlich.

Endlich kam der Zeitpunkt, welchen der weise Kato vorhergesehn hatte. Von den Unterdrückern Roms blieben nur zwei übrig, Cäsar und Pompejus; der letzte ward überwunden, und augenblicklich trat Kato auf seine Seite, oder viel-

vielmehr, wie er auch selbst sagt, nicht dem Pompejus war er ergeben, sondern die Trümmer der Republik waren ihm theuer. Das Treffen in den pharsalischen Ebnen ward wider seine Meinung geliefert, denn er konnte unmöglich ein Treffen wünschen, das den einen oder den andern zum Herrn von Rom machen mußte. Die Schlacht ward geliefert, Cäsar ward Sieger, und von dem Tag an Katos Feind, der wie bekannt nach Utika gieng, und da dieser letzte Platz der Republik in Afrika sich zu ergeben im Begrif stand, sich mit kaltem Blute und einem Heldenmuth, der seinen Selbstmord zum Muster aller vergangnen, gegenwärtigen und zukünftigen machte, das Leben nahm.

Was bei Katos Tode vorzüglich in Betrachtung kömmt, ist die Frage, ob er wohl that das Leben zu verlassen. Für einen Christen ist dies weiter keine Frage; aber auch heidnische Schriftsteller haben geglaubt, daß Kato sich noch für die Republik habe aufbehalten sollen. Setze ich mich an ihre Stelle, so denke ich, daß Kato von Utika nicht übel that. Die Freiheit des Vaterlandes war der Zielpunkt aller seiner Wünsche und aller seiner Neigungen; sie war so zu sagen sein Steckenpferd, denn jeder hat eines. Er sahe Roms Freiheit vernichtet, und hätte er länger gelebt, so würde er gesehen haben wie dasjenige, was er als allgemeines Unglück betrachtete, immer schwerer und härter ward. Cäsar hätte ihm verziehen, aber dann wäre er dem Cäsar Verbindlichkeit schuldig gewesen, und dem stolzen Mann wird es weniger schwer das Leben zu verlassen, als die Hand des Tirannen zu küssen, der ihm Gnade erweiset.

Kato

Kato war Philosoph aus der stoischen Schule, deren Grundsätze oft bis zum Lächerlichen übertrieben worden, im richtigen Sinne aber erhaben und treflich sind; so wie die Lehren Epikurs, wenn sie recht verstanden werden, gleichfalls dahin abzielen, die Menschen glücklich und weise zu machen. Der Stoiker Kato fürchtete also weder den Tod noch die Schmerzen, vermöge der Lehrsätze seiner Sekte, aber er durfte sie noch weniger suchen als fürchten; auch that er nichts in seinem Leben, was ihm, ohne daß er Nutzen davon gezogen, unangenehme Empfindungen verursacht hätte. Begegnete ihm ein Unfall, so ertrug er ihn mit Standhaftigkeit und Gleichmuth. In Staatshändel mischte er sich nie unaufgefodert, und sobald er sahe, daß er seinem Vaterland nicht mehr nutzbar sein konnte, daß er sogar die Freuden des häuslichen Lebens nicht ferner werde genießen dürfen, weil die Rolle zu gros war die er im Senat gespielt hatte, so verkürzte er seine Tage. War seine That tadelnswürdig, so waren doch seine Grundsätze richtig. Bei den meisten Selbstmördern ists gerade das Gegentheil, sie haben immer nichtige Gründe, oder sie tödten sich zu unrechter Zeit. Dies ist eine Lehre für die Engländer, die derselben sehr nöthig haben. Man muß sie daran erinnern, daß in Marseille *) ehedem ein Gesetz galt, welches den Bürgern erlaubte den Giftbecher zu trinken, wenn sie vorher dem Magistrat ihre Gründe vorgelegt und diese gebilligt worden waren; bei dieser Vorsicht sieht man wohl, daß nichts seltener sein konnte, als in Marseille einen Selbstmord zu sehen.

Die

*) Valer. Max. L. II, c. 6.

Die letzte Bemerkung, die ich aus der Lebensbeschreibung der beiden Katonen ziehe, ist, daß ihre philosophische Denkart sie beide zu einer Gleichgültigkeit gegen ihre Familie verleitete, die ich nicht verzeihen kann. Man erzählt in dieser Art sehr sonderbare Züge von ihnen, die ich hier nicht wiederholen mag, nur das will ich anführen, daß bei beiden verschiedene Beweggründe dazu da waren. Geizig, eitel und für die Gesetze auf eine thörigte Weise eingenommen, betrachtete Kato alles in Rücksicht auf bürgerliche Einrichtungen, nichts in Hinsicht auf Natur und Hausstand. Bei seinem Urenkel hingegen waren alle Ideen, alle Empfindungen dem Wohl des gemeinen Besten untergeordnet; beide große Männer aber waren nicht zu entschuldigen, daß sie sich der größten Süßigkeiten des Lebens, der ehelichen und Vaterliebe beraubten.

Die misgeleitete Begierde, dem Kurius Dentatus nachzuahmen, war bei Kato dem Censor eine gültige Ursache seines Betragens. Das Beispiel des Kato von Utika schien seinem Neffen Brutus ein hinreichender Grund, den Cäsar im versammleten Rath zu ermorden, und er vollbrachte dieses Verbrechen, oder besser zu sagen diese grausame unnütze Rache mit eben so lautern Absichten, als die seines Oheims waren. Er war gleich ihm ein Feind der Tirannei, aber nicht des Tirannen; die Basis seiner That war Gerechtigkeit und Eifer für die Aufrechterhaltung der im Vaterlande eingeführten Gesetze; aber alles war in Brutus Kopfe misverstanden, übel geordnet und ward schlecht angewendet. Im Werden muß man Tirannen bekämpfen und strafen; aber

wenn

wenn die Tirannei einmal befestigt und unvermeidlich ist, dann bleibt nur noch eins übrig, nämlich sie zu schonen.

Leute, welche in der römischen Geschichte nicht völlig unterrichtet sind, lassen dem Lukullus nicht genugsame Gerechtigkeit wiederfahren. Man hat wohl von seinem Aufwand und seiner wollüstigen Lebensart sprechen hören; man vergißt aber, welche große Dienste er seinem Vaterlande erwiesen hatte, ehe er sich allen den Vergnügungen überlies, die seine Abgeschiedenheit von der Welt angenehm machten und verschönerten. In seiner Jugend legte er sich mit glücklichem Erfolg auf die schönen Wissenschaften, ward dann Staatsmann, großer Feldherr, und am Ende seines Lebens Philosoph. Als Syllas Freund verabscheute er vielleicht die Grausamkeiten dieses Diktators zu wenig, wenigstens aber war er nicht Theilnehmer an seiner Grausamkeit. Er war der Vollstrecker seines Testaments und Vormund seines Sohnes vorzugsweise vor dem Pompejus. Nachdem er alle Staatsbedienungen bekleidet hatte, die große Männer in einheimischen sowohl als auswärtigen Geschäften zu bilden im Stande waren, ward er endlich Konsul. Als nach Endigung seines Konsulats die Statthalterschaft von Lycien erledigt war, hatte er alle Gründe darum anzuhalten, aber die Sache war kitzlich; er würde seine Absicht schwerlich erreicht haben, wenn er den Tribun Cethegus nicht gewonnen hätte. Dazu mußte er sich an die Buhlerin Precia wenden in welche er sich verliebt stellte, weil er wußte, daß man auf diesem Wege selten fehl bei den Weibern geht. Nun erhielt

er von dem Liebhaber seiner angeblich Geliebten was er wünschte, und unbekümmert über die Mittel durch welche er seinen Zweck erlangte, benutzte er dieselben sobald als möglich.

In Asien stillte er durch sein kluges Verfahren den Aufstand der Truppen, führte sie gegen den Mithridates, und machte diesem furchtbaren Feind der Römer genugsam zu schaffen. Dabei erwarb er sich die Freundschaft der Einwohner in den eroberten Provinzen, hemmte die Plackereien der Zollpächter, welche meistens römische Ritter waren, und zwang sie, das Volk mit mehr Schonung zu behandeln, oder wenigstens die Auflagen mit Ordnung einzuheben. Diese so gerechte und billige Handlung brachte ihm große Ehre. Nachdem er dieser seiner ersten Amtspflicht rühmlichst Genüge gethan hatte, ward er einige Zeit darauf nach Asien gesendet, wo er sich mit gleicher Klugheit und Uneigennützigkeit betrug. Er fand daß der sichre Weg den Mithridat zu überwinden der wäre, seine Armee auszuhungern, welche ungeheuer groß war, und dies gelang ihm. Er belagerte Amasia, wo die besten Schätze des Königs aufbewahrt wurden; er vollendete die Eroberung dieser Hauptstadt, und die römischen Soldaten machten hier beträchtliche Beute. Der General war nicht Schuld, wenn die Armee nicht mit eben der Ordnung diese Schätze erbeutete, als sie Nutzen davon hatte, denn dies konnte er nicht von seinen Soldaten erhalten, die schon ihrer alten Kriegszucht entsagt hatten. Indessen trug er Sorge seine Eroberungen weiter zu treiben, und da Mithridates zum Tigranes, König von Armenien seinem

Eidam

Eidam, geflohen war, mußte er ihn nun auch dahin verfolgen.

Lukullus nahm seine Maasregeln so gut, daß er, ohngeachtet seine Armee weit schwächer war, die zahllosen Heere des Schwiegervaters und Eidams zerstreute, und daß ihm dies gelang, bewies unstreitig die Feinheit seiner Kriegskunst. Er wagte es darauf, Tigranocerta zu belagern, die Hauptstadt des armenischen Reichs, deren Zugänge durch dreimalhunderttausend Mann vertheidigt wurden. So wie der römische General nur mit einem Blicke die Stellung des feindlichen Heeres übersehen hatte, hielt er sich des Sieges versichert. Sie sind unser, rief er, und da es ein Tag war, den der römische Kalender unter die unglücklichen zählte, weil sie ehedem an demselben eine Niederlage erlitten hatten, setzte er hinzu: Durch mich soll er zu den glücklichen kommen, und hielt Wort. Hunderttausend Feinde blieben in diesem Treffen, in welchem nur fünf Römer getödtet und hundert verwundet worden sein sollen.

Die Folge dieses Siegs war die Einnahme von Tigranocerta. Der Sieger rückte nun auf Artaxarta, die alte Hauptstadt Armeniens los, und würde sie erobert haben, weil Mithridates und Tigranes vor ihm flohen, und vergeblich ihm zu entrinnen bemüht waren; da aber Kälte einfiel, so erklärten die mit Reichthum beladenen Soldaten, sie würden keine Winterkampagne machen, um einen Triumph zu erhalten, der ihnen minder schmeichelhaft sein würde als ihrem Feldherrn. Vergebens zeigte ihnen Lukullus durch sein Bei-

 spiel,

spiel, wie man Beschwerden und Gefahren trotzen müße; er fand keine Nachfolger, und mußte seine Armee unthätig lassen, und dem Ruhm einen so gut eingeleiteten Krieg glücklich geendigt zu haben entsagen. Indessen spielte man ihm zu Rom Kabalen, und ernannte den Pompejus zu seinem Nachfolger, der in der guten Jahrszeit den Oberbefehl übernahm, und nun den Tigranes mit leichter Mühe demüthigte, und den Mithridates sich zu tödten zwang.

Nun suchte sich Lukullus für den Verdruß den er auf seiner politischen und kriegerischen Laufbahn erduldet, durch ein ruhiges, gemächliches Leben zu trösten. Er fühlte es, daß er das Recht habe auszuruhen, und daß er nichts besser thun könne, als sich seine Entfernung von der Welt so angenehm als möglich zu machen, um so mehr, da er überdies noch häuslichen Verdruß gehabt hatte. Die schlechte Aufführung seiner beiden Weiber hatte ihm viel Schande gemacht, so daß er sie hatte verstoßen müssen, ohngeachtet die eine die Schwester des strengen Kato war. Und da er merkte, daß beide Geschlechter in Rom allen Gesetzen der Tugend und Ehrbarkeit, sogar der Wohlanständigkeit entsagt hatten, so mag er zu sich selbst gesagt haben: Da sich kein Ruhm mehr hoffen läßt, da ich dem Ehrgeiz die Achtung eines Volks zu erwerben, das die meinige nicht verdient, entsagen muß, so will ich mich blos mit meinem Vergnügen beschäftigen.

Hätte Lukullus, da er mit dem Raube Asiens bereichert war, noch eine große Rolle in Rom spielen wollen, so würde

würde er sich dort einen Anhang gemacht, würde Cäsar und Pompejus ins Gedränge gebracht, wenigstens gleich dem Krassus Antheil am Triumvirat genommen, und da er mehr Verdienste besas, sich gewiß mit Glanze gezeigt haben; aber er wollte lieber seines Reichthums genießen. Er baute sich prächtige, geschmackvolle Häuser in der Stadt und auf dem Lande, bewirthete seine Freunde, und jeden den er seines Umgangs werth schätzte, mit der größten Verschwendung. Er war edel und grosmüthig gegen andre, ohne von ihnen belästigt sein zu wollen; er half ihnen mit Geld und Kredit, aber er suchte sich keine Anhänger zu machen, und verlangte von niemand Beweise der Dankbarkeit. Mit kaltem Blute sah er Rom von Faktionen zerrüttet, nahm an keiner Theil, und ward von keiner verfolgt. Als Mann von Geschmack hatte er Sammlungen von Büchern, Statüen und andern Seltenheiten; er legte sich auf Wissenschaften und Künste, und versagte sich keine Art der Wollust, bewies aber hinlänglich, daß er über alle herrsche und von keiner beherrscht werde. Wenn Lukullus zu sehr von sich eingenommen schien und es wirklich war, so kam dies daher, weil er ein eifriger Patriot, ein guter Soldat, in einem gewissen Grade ehrgeizig, und sogar begierig nach Ruhm gewesen war. Er hatte eingesehen, daß es Länder und Umstände giebt, in denen es wohl erlaubt und sogar weislich gehandelt ist nur für sich zu sorgen, wenn man seinem Vaterlande mit Eifer Dienste geleistet hat.

Man

Man liest mit vieler Theilnehmung das Leben der beiden Gracchen, sowohl beim Plutarch, als beim Abt St. Real in seiner Geschichte der gracchischen Verschwörung. Wenn man jung ist, so wird man sehr leicht für diese zwei vortreflichen Republikaner bis zum Entzücken hingerissen; man bewundert ihre Kühnheit, man erhebt ihren Eifer, um die gute Ordnung und die Gleichheit in ihrem Vaterlande wieder herzustellen. Ja! man bildet sich ein, daß man in einem ähnlichen Falle eben so handeln, daß die Unternehmung wenigstens sehr schön und rühmlich sein würde, wenn sie auch bei der Ausführung Gefahr laufen oder verunglücken sollte.

In einem reifern Alter beurtheilt man die Gracchen mit kälterm Blut und mehr Gerechtigkeit, und schätzt sie nicht höher als sie werth sind. Ich für mein Theil gestehe, daß ich in ihrem Betragen mehr Ehrgeiz und blinde Kühnheit als ächte Vaterlandsliebe zu bemerken glaube. Als Enkel des großen Scipio von mütterlicher Seite, zeichneten sie sich anfangs durch Kriegsthaten aus. Tiberius, der ältere, erwarb sich mehrere, den Eroberern von Städten gewöhnlich zu Theil werdende Obsidionalkronen, und that Wunder der Tapferkeit in dem Treffen, das der Konsul, unter welchem er als Quästor diente, aus Unvorsicht verlohr. Dem jungen Quästor wurde aufgetragen, Frieden mit dem siegenden Feinde zu schließen, und er entledigte sich seines Auftrages mit so vieler Geschicklichkeit, daß er eine Armee von zwanzigtausend römischen Bürgern rettete, die sich in einer gefährlichen Lage befanden.

Ein

Ein solcher Anfang spannte seinen Ehrgeiz noch mehr an. Er wollte in einem Zuge zu den hohen Gipfeln des Ruhms und des Glücks hinanfliegen. Er sah, daß die Amtsgeschäfte eines Prätors ihm keine Anlässe zu glänzenden Unternehmungen darbiethen würden, daß er lange warten müsse, um Konsul und Befehlshaber einer Armee zu werden; er glaubte also in der Stelle eines Tribuns des Volks neue und leichte Mittel sich hervorzuthun zu finden, wenn er nämlich die Partei der niedrigsten Klasse von Bürgern gegen die reichern und mächtigern ergriffe. Er bemühte sich um die Stelle eines Tribuns, und erhielt sie ohne Mühe. Das Amt der Tribunen war von großer Wichtigkeit. Wenn ein neues Gesetz in Vorschlag gebracht wurde, und sie hielten dasselbe dem Volke nicht zuträglich, so konnten sie es sogleich verbiethen; alte, vergessene Gesetze konnten sie wieder in Gang bringen. Gracchus hatte sich vorgenommen, das agrarische Gesetz wieder geltend zu machen. In diesem Gesetze war verordnet, daß kein Bürger mehr Land besitzen sollte, als er nicht selbst bauen könnte: Was er mehr besäße, sollte er seinem weniger habenden Mitbürger abtreten. Dieses Gesetz war anfangs für die neue erst entstehende Republik von großem Nutzen gewesen, konnte aber für das siegreiche Rom, das mächtige Königreiche unterjocht hatte, und mit seinen siegenden Waffen bis nach Afrika, bis in die Mitte von Asien gedrungen war, auf keine Weise nützlich sein.

Indessen fand dieser Vorschlag bei dem Volk, das die Schwierigkeit der Mittel, gewisse Mißbräuche abzuschaffen, weniger in Erwägung zieht als die Vortheile, die es von einer Ver-

Verbesserung hoft, geschwind Beifall, Gracchus wurde sein Abgott. Vergebens stellten ihm die Großen und Reichen die Verwirrung vor, in welche er sie stürzen würde; er achtete nicht darauf, sondern verfolgte sein Ziel. Als man ihn fragte, ob er denn denen welche ihm zu reich schienen, die ihnen zugehörigen Ländereien ohne irgend einen Ersatz zu nehmen gedächte, so antwortete er: Daß sie aus dem Schatze des Staats bezahlt werden sollten, und doch hatte der Schatz keine andern vorzüglichen Quellen, als ihre Reichthümer? Ein anderer Tribun widersetzte sich diesem Gesetze; aber Gracchus war ihm so sehr überlegen, daß er selbst ihn nur mit genauer Noth den Händen des Pöbels entreissen konnte, der ihn in Stücke zerreissen wollte. Gracchus wurde nebst seinem Stiefvater und Bruder zum Triumvir erwählt, um die Reichen zu zwingen, ihre Ländereien den Armen zu überlassen. Man kann leicht denken, was für Unruhen die Ausführung dieses Plans würde verursacht haben, wenn nicht glücklicher Weise Attalus, König von Pergamus gestorben wäre, und das römische Volk zum Erben seines Königreichs und seiner unermeßlichen Reichthümer eingesetzt hätte.

Gracchus reklamirte diese Erbschaft sogleich im Namen des Volks. Er verlangte, das Geld sollte unter die neuen Besitzer der Ländereien ausgetheilt werden, um sie in Stand zu setzen, sie anzubauen, das Königreich aber sollte im Namen und zum Besten des römischen Volks verwaltet werden, ohne daß der Senat Theil daran hätte. Dieser letzte Antrag brachte den Senat aus aller Fassung; er sah, daß er sich durchaus von dem Gracchus befreien müsse, der

sonst

sonst die ganze Aristokratie über den Haufen werfen, und sich bald mit Hilfe des Volks zum Herrn von Rom machen würde. Der Tod des Tiberius Gracchus wurde also beschlossen, und die Ermordung auf eine besondere Art ausgeführt. Der ganze Senat wurde sein Henker. Die Senatoren gingen gerüstet mit Dolchen, die sie unter ihrer Toga versteckten, und von gewafneten Klienten begleitet, vom Kapitol durch die Stadt in die Versammlung des Volks, wo man eben im Begrif war die Stimmen zu sammeln, um dem Gracchus aufs neue die Stelle eines Tribuns zu geben. Die Senatoren nähern sich dem Ort wo Gracchus war, das Volk macht Platz. Gracchus, schon vorher von der Absicht der Senatoren unterrichtet, will flüchten, allein Saturejus ein Rathsherr gab das Zeichen zum Angrif, und schlug ihn mit einem Hiebe zu Boden, so daß er bald nach Empfangung von mehr als hundert Wunden seinen Geist aufgab. Gleich nach diesem Mord lies der Senat auf hundert von den Freunden des Tiberius Gracchus arretiren, und verbannte noch eine grössere Anzahl die geflüchtet waren, oder sich versteckt hatten. Das in Schrecken gejagte Volk, welches seine Stärke nicht kannte, wagte nicht einmal sich des zerfezten Leichnams seines Abgotts anzunehmen. Man schlug es dem Bruder und der Familie des Gracchus ab, ihm ein Begräbniß zu geben, und der todte Körper ward in die Tiber geworfen.

Kajus Gracchus, jüngerer Bruder des Tiberius, focht während dieser Zeit unter seinem Oheim Scipio in dem Kriege wider die Numantiner. Wer hätte nicht glauben sollen, daß das Beispiel seines ältern Bruders ihm würde zur Lehre gedient,

gedient, und ihn abgehalten haben, die verhaßte und fast immer unnütze Rolle eines Staatsreformators zu spielen; und doch geschah das Gegentheil. Nach dem unglücklichen Tode seines ältern Bruders lebte er einige Zeit sehr einsam, studierte eifrig, legte sich vorzüglich auf die Beredsamkeit, und brachte es darinn so weit, daß er bei seiner Rückkehr nach Rom, als Tiberius Gracchus schon halb vergessen war, mit vielen Ruhm und allgemeinen Beifall vor dem Gerichte als Redner sich hervorthat, und wichtige Streitsachen gewann. Er wurde als Quästor nach Afrika geschickt, wo er seinem General wichtige Dienste leistete. Er führte nicht nur die Kriegskasse mit vieler Einsicht und ökonomischer Klugheit, sondern wußte sich auch den König von Numidien Micipsa zum Freunde zu machen, daß derselbe die römischen Truppen mit allem was sie nur wünschen konnten, versorgte, welche ausserdem in diesem Lande viele Bequemlichkeiten hätten entbehren müssen, die sie sich selbst zu verschaffen nicht im Stande gewesen wären. Als er drei Jahr als Quästor gedient hatte, gieng er nach Rom zurück: Vergebens suchte man ihn wegen seiner Verwaltung der Kriegskasse zu schikaniren; die allgemeine Stimme der Truppen schüzte ihn. Jezt bekam er wie ehemals sein Bruder den gefährlichen, ehrgeizigen Einfall, Tribun zu werden. Bei dem Namen Gracchus erinnerte sich das Volk an den Tiberius, und Kajus ward ungeacht aller angewandten Gegenkünste des Senats zum Tribun erwählt.

Einige Zeit begnügte er sich, die Ohren der Römer durch seine reizende und einschmeichelnde Beredsamkeit zu bezaubern,

und

und die Großen in Unruhe zu setzen, die sich in ihren Vermuthungen nicht betrogen, daß bald ein Sturm gegen sie aufsteigen würde.

Der Senat hatte zwei wichtige Sachen entschieden. Kajus war unzufrieden über die gefällten Entscheidungen, beklagte sich deshalb sehr laut, und machte, daß eine Gesellschaft von dreihundert römischen Rittern zusammentrat, die sichs angelegen sein lies, unter dem Beistande des Volks die von dreihundert Senatoren gefällten Urtheile zu untersuchen, zu verbessern, und diejenigen in Schutz zu nehmen, welchen unrecht geschehen war, daher man denn auch diese Gesellschaft den Gegensenat nennte. Diese Anstalt machte den Senat zittern, und verschafte dem Kajus das größte Ansehen, da er auch ausserdem verschiedene vortrefliche Anstalten traf, Kornmagazine anlegte, und für die Besserung der Wege, Brücken und Straßen sorgte. Er wurde der Abgott des Volks. Der Senat glaubte kein besser Mittel dagegen zu finden, als ihm einen andern Tribun entgegen zu setzen, der durch den Anschein eines noch größern Eifers für das Beste des Volks, die Liebe desselben von dem Kajus abzöge. Dieser Tribun hies Drusus. Allein Kajus riß ihm bald die Larve ab, und brachte, um ihm völlig den Stoß zu geben, das agrarische Gesetz in Vorschlag, welches für seinen Bruder so gefährlich gewesen war. Scipio, der jüngere Afrikanus, obgleich ein Vetter der Gracchen, war sein ärgster Feind, der auch zugleich alle die Achtung und das Ansehn genoß, das die völlige Bezwingung und Zerstörung Karthago's einem Römer nur geben konnte. Allein Gracchus lies sich

dadurch

dadurch im mindesten nicht schrecken, unterstüzt vom Fulvius Flakkus, der durch seinen Beistand Konsul geworden war, both er dem Scipio mit eben soviel Geschicklichkeit als Kühnheit die Spitze.

Während dieser Händel fand man den Scipio todt in seinem Bette. Dieser plözliche Tod machte, daß man gegen den Gracchus und auf seine Freunde einigen Argwohn faßte; und vielleicht lies Gracchus sich es nicht genug angelegen sein, diesen Argwohn von sich zu wälzen. Da er keinen so furchtbaren Nebenbuhler mehr zu haben glaubte, so verdoppelte er seine Kühnheit, und der Senat sah, daß dieser zweite Gegner eben so gefährlich sei als der erste, und daß er diesen zweiten Kopf der Hydra eben so herunterhauen müsse, wie er es mit dem vorigen gemacht hatte. In einer Versammlung des Volks wollte Kajus Gracchus die für die Konsularen und vornehmsten Senatoren errichteten Bänke niederreissen lassen. Nun glaubte der Senat alles wagen zu müssen, und das Volk unterstützte den Kajus Gracchus eben so schlecht, als es ehemals dem Tiberius gethan hatte. Kajus machte dem Senat friedliche Vorschläge; der Senat hörte sie an, aber nur zu sehen, ob Kajus unterstützt werden würde. Da das Volk ihm nun nicht half, verfolgte man ihn, und der letzte der Gracchen, da er sich ohne weitern Beistand sah, tödtete sich selbst. Das römische Volk beweinte den Verlust seines Helden, wagte es aber nicht, ihn zu rächen. Man errichtete beiden Brüdern Statuen, weihete ihnen Tempel, und der Senat hämisch lächelnd, lies es geschehen, daß man diese eitle Ehre dem Andenken der beiden Brüder

er-

erwies. Die Menschen sind um so leichter undankbar gegen diejenigen welche sich Mühe geben, sie aus der Sklaverei zu ziehen, weil sie gewöhnlich argwöhnen, daß ihre vorgeblichen Befreier eben sosehr für ihren eignen Vortheil als für das allgemeine Beste arbeiten, und sie irren sich auch oftmals nicht. Die Gracchen waren selbst gegen diesen Argwohn nicht völlig sicher. Was man ihnen aber mit Recht vorwerfen kann ist, daß sie blind, unüberlegt und thöricht handelten. Mir scheint es, daß sie ihren Verstand, ihre Fähigkeiten, ihren Eifer misbrauchten. Gesetzt auch, der letztere wäre ganz aufrichtig gewesen, so war er doch unzeitig, und sie büßten dafür mit Recht. Indessen hat ihr Schicksal nicht gehindert, daß sie siebenzehnhundert Jahre nach ihrem Tode nicht Nachahmer gefunden hätten. Dergleichen waren Johann Ludwig von Fiesko, ein Genueser, im sechzehnten, und der Kardinal von Retz im siebenzehnten Jahrhundert.

Johann Ludwig von Fiesko, Graf von Lavagne, aus einem der angesehensten Häuser in Genua, stand wegen seiner hohen Geburt, seiner Reichthümer, seiner reizenden Gestalt, seines Verstandes und angenehmen Betragens in allgemeiner Achtung. Er war zwei und zwanzig Jahr alt, da er den thörichten Einfall bekam, den Gracchen nachahmen zu wollen, wofür er aber auch eben so unglücklich 1547 sein Leben verlohr. Die Geschichte der Empörung, deren Urheber und Opfer er war, ist 1629 in italiänischer Sprache von Augustin Mascardi, im Geschmack der katilinarischen Verschwörung des Sallusts beschrieben worden. Man findet darin,

darin, wie beim Sallust, Reden und Gespräche, welche die Anführer und die andern Mitglieder dieser Verschwörung wegen der glücklichen Ausführung ihres Vorhabens mit einander gehalten haben sollen. Der Kardinal von Retz fand als Jüngling diese Geschichte so interessant, daß er sie übersetzte, sie sogar verschönerte und mit einer solchen Sorgfalt ausarbeitete, welche beweist, daß der Karakter des Helden ihm gefallen und ihn entzückt hat, sich denselben zum Muster zu wählen: Der Kardinal scheint dies auch in einigen Stellen seiner Memoires zu bestätigen. Was für schmeichelhaftes konnte er aber in dieser Aehnlichkeit finden; was konnte er denken, wohin die Nachahmung des Grafen von Fiesko ihn führen würde? Dies würde man schwerlich begreifen können, wenn man nicht wüßte, daß die Leidenschaften nicht vernünftelten, und daß die meisten schimmernden Unternehmungen mehr Wirkungen eines aufbrausenden, kühnen Karakters, als Folgen eines mit Bedacht gemachten Plans sind.

Hier ist in ein paar Worten die Geschichte der Verschwörung des Fiesko. Andreas Doria hatte lange Zeit Franz dem ersten gedient, verlies aber unzufrieden mit diesem Monarchen, mit seinen Ministern und seinen Lieblingen die französische Partei, gab, vielleicht um diesen Hof zu kränken, vielleicht auch aus patriotischem Eifer der Stadt Genua ihre alte Freiheit, und stellte die Aristokratische Regierung wieder her, von welcher er das Haupt und die Seele war. Andreas Doria, alt und ehrwürdig durch seine Siege, war nie selbst der Gegenstand der Eifersucht seiner Mitbürger gewesen, aber er hatte einen Neffen, einen, den er als seinen adoptirten Sohn

ansah,

ansah, den man nur den jungen, stolzen Jannetin Doria nannte, und der von allen denen gehaßt wurde, welche glaubten, daß in einer Republik zwischen allen Gliedern der Aristokratie eine gewisse Gleichheit herrschen müsse. Der Graf Fiesko warf immer mit diesem Grundsatze um sich, wenigstens bei seinen Freunden, und reizte sie zur Unzufriedenheit, sonst aber bezeigte er öffentlich dem Jannetin Doria, dessen Schwester vor kurzem seinen Stiefbruder geheirathet hatte, viele Achtung.

Als man es am wenigsten vermuthete, ladete Fiesko seine Freunde zu sich, und entdeckte ihnen den Plan einer Empörung, worin aber mehr Kühnheit als Klugheit und Zusammenhang war. Unter dem Vorwande, einen Zug wider die Seeräuber zu machen, hatte er vier Galeeren, die in dem Hafen von Genua lagen, gekauft und bewafnet: Ausserdem hatte er auch noch einige Soldaten von der Besatzung in seinen Dienst genommen. Um Mitternacht suchte er mit den Verschwornen in den Palast der Republik zu dringen, kam aber so weit nicht. Da er nach den Hafen ging, und eine von seinen Galeeren besteigen wollte, glitschte er von einem schmalen Brete ins Wasser; die schwere Rüstung hinderte ihn sich durch Schwimmen zu retten, und er ertrank. Seine Anhänger erfuhren seinen Tod erst einige Stunden nachher; die Empörung dauerte die Nacht hindurch fort; die Thore der Stadt waren geschlossen, und Jannetin Doria wurde ermordet, da er sich vertheidigen wollte.

Der alte Doria hatte sich von Genua wegbegeben, und der Senat war schon bereit, mit dem Graf Fiesko Unterhand-

handlungen zu treffen, als man erfuhr, daß er nicht mehr am Leben war. Sein Name, der während der Nacht bis an den Morgen den Vertheidigern der Freiheit oder vielmehr einer neuen Sklaverei gedient hatte, sie in Ordnung zu erhalten, wurde den Tag drauf verbannt. Der alte Doria kehrte zurück, um auf die Verdammung seines Feindes vollends das Siegel zu drücken. Er lies einen Verwandten desselben, Hieronimus Fiesko hinrichten, und verbannte die übrigen bis in das fünfte Geschlecht aus dem Gebiethe der Republik. Der Hauptzweig dieses Geschlechts lies sich in Frankreich nieder, und machte daselbst ein ansehnliches Haus, von welchem der letzte 1708 unverheirathet starb. Im dreizehnten Jahrhundert waren zwei Päpste aus dieser Familie, und seit dieser Zeit sind viele daraus Kardinäle gewesen. Die Nachkommen der jüngern Linien dieses Geschlechts kehrten wieder nach Genua zurück, wo noch vor kurzem welche existirten.

Johann Franziskus Paul von Gondi schrieb die Geschichte des Grafen Fiesko im siebenzehnten Jahre seines Alters; allein er fand nicht gleich Gelegenheit, seine Talente oder vielmehr seinen Hang zu Intriguen zu zeigen. Er war schon acht und zwanzig Jahr alt, da er zum Koadjutor des Erzbisthums von Paris ernennt wurde, welches sein Oheim, Johann Franziskus von Gondi besaß. Ludwig der vierzehnte bestieg in dem nämlichen Jahre den Thron, und die Unruhen der Fronde nahmen erst fünf Jahr nachher 1648 ihren Anfang. Der Koadjutor that sich erst 1652 hervor, er wurde gefangen gesetzt, erst zu Vincennes, hernach in der Zitadelle

tadelle von Nantes, woraus er 1655 entsprang. Er irrte einige Zeit in verschiedenen Gegenden von Europa herum, verglich sich 1661 mit dem Hofe, entsagte dem Erzbisthum Paris, behielt nichts als die Abtei St. Denis, und lebte als ein Weiser, frei von allen den Grillen, in welche das Beispiel der Gracchen, des Katilina und des Fiesko ihn gestürzt hatte. Demungeachtet erinnerte er sich in seinen alten Tagen mit Vergnügen des Lerms, den er in seinen jüngern Jahren gemacht hatte. Er hatte ein bewundernswürdiges Gedächtniß, und erzählte mit Lust die kleinsten Umstände seines stürmischen und unruhigen Lebens. Er schrieb seine Geschichten selbst auf, und sie sind in dem Werke enthalten, das unter dem Titel der Memoires des Kardinal von Retz bekannt ist. Ich kann dies Werk in Absicht meiner ein Familienstück nennen, weil meine nächsten Verwandten die Handschrift, welche 1717 gedruckt wurde, aufbewahrt haben. Wenn auch die Handschrift verlohren gegangen wäre, so würde ich sie doch in den Unterhaltungen mit meinem Oheim dem Herrn von Caumartin, Bischof von Blois wiedergefunden haben: Dieser Prelat, dessen Umgang mich mit dem Ton der schönen Geister des Jahrhunderts Ludwigs des vierzehnten bekannt machte, war so zu sagen unter den Augen des Kardinal von Retz erzogen worden, der kurz vor seinem Tode die Erlaubniß erhalten hatte, ihm die Abtei Buzai abzutreten, welche der Kardinal schon als Kind gehabt hatte. Mein Onkel hat sie bis an seinen Tod behalten. Mein Großvater mütterlicher Seite, Vater des Bischofs, war ein vertrauter Freund des Kardinals, meine Grosmutter, die sehr alt wurde, hatte ihn genau gekannt; ich habe also die besten Nachrichten

von diesem soviel Aufsehen erregenden Manne einziehen können, und kann daher mit Ueberzeugung versichern, daß er ein unruhiger Kopf, ein Intriguenmacher ohne Beweggründe, ohne Absicht war, der nur Unruhen erregte, um welche zu erregen, und noch dazu in der Wahl der Mittel sehr ungeschickt war, ob er gleich sonst glänzende Eigenschaften besaß. Es ist unangenehm auf solche Leute zu stoßen, und sehr gefährlich, ihnen in Dingen worein sie sich gemischt haben, zu folgen; aber wenn sie sich glücklich herausgezogen haben, so hört man ihnen mit Vergnügen zu.

Ich will jetzt einiges von dem Karakter des Kardinal Retz und von seinen Schicksalen aufzeichnen, und mich nicht sowohl nach dem richten, was von ihm gedruckt und in jedermanns Händen ist, sondern vielmehr meine eignen Nachrichten dazu gebrauchen, und sie mit meinen Bemerkungen begleiten.

Der Kardinal Retz hatte zum Lehrer Herrn Vincent, der seit dieser Zeit schon selig gesprochen worden, und wahrscheinlich auch bald unter dem Namen des heiligen Vincent von Paul kanonisirt werden wird. Wenn es wahr wäre, daß die Erzieher junger Leute auf die Denkart und die Aufführung ihrer Zöglinge Einfluß haben, so hätte der Kardinal Retz der sanfteste, liebreichste und frömste Prelat werden müssen, aber entweder nutzte er die Lehren seines frommen Lehrers nicht, oder achtete gar nicht darauf. Sein Vater und seine Mutter beteten den Herrn Vincent fast an, und dies scheint die Ursache zu sein, warum der Sohn sich nicht

viel

viel aus ihm machte. Denn es geschieht nur zu oft, daß Kinder etwas darin suchen, von allem, was sie ihre Eltern vornehmen sehen, das Gegentheil zu thun.

Madam von Gondi hatte Theil an allen den Werken der Liebe, welche den Herrn Vincent unsterblich machen sollen, dergleichen die Stiftungen für Findelkinder, zu den grauen Schwestern und der Mißionarien des heiligen Lazarus sind. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie sich als Mutter eines ehrwürdigen, erbaulichen Prelaten gesehen hätte! Aber ihr Sohn machte ihr dies Vergnügen nicht, ob er gleich die Anwartschaft auf die ersten geistlichen Würden erhielt.

Ihr Mann, der Vater des Kardinal Retz, war General der Galeeren gewesen, trat nach dem Tode seiner Frau in den Orden der Patres von Oratoire, starb 1662, und liegt in der Kirche des Seminariums Sankt Magloire begraben.

Der Sohn hätte da anfangen sollen, wo der Vater endigte, aber er wählte einen ganz andern Weg. Ob er gleich im dreizehnten Jahre schon Kanonikus von unsrer lieben Frauen war und zwei Abteien hatte, so zeigte er doch, als er das Kollegium verlies, Neigungen, die seiner künftigen Bestimmung ganz entgegen waren, und man kann sagen, daß er alles that, um das Erzbisthum Paris nicht zu erhalten, das doch für ihn fast so gewiß als eine Erbschaft war, da sein Grosoheim und seine beiden Oheims es besessen hatten. Noch vor seinem siebenzehnten Jahre hatte er sich dreimal duellirt, und zwei oder drei sehr bekannte Liebschaften gehabt. Indessen schien seine Familie ihn durchaus zum Koadjutor

seines Oheims machen zu wollen, er muste troz seiner Aufführung und seiner Neigung in dem geistlichen Stande bleiben, und sollte so zu sagen wider seinen Willen ein großes Glück machen.

Der junge Abt Retz spann am Hofe Händel an, und gegen wen? Gegen dem Kardinal Richelieu, und warum? Hievon würde ihm selbst die Ursache anzugeben schwer gefallen sein, denn die Händel konnten ihm zu nichts helfen. Er übersetzte damals die Geschichte der Verschwörung des Fiesko, zeigte das Werk dem Abt von Boisrobert, und begleitete es wahrscheinlich mit einigen Bemerkungen, welche diesen schönen Geist, der dem Kardinal Richelieu ergeben war, überzeugten, daß der Abt Retz große Anlagen hätte, ein Parteimacher und Anstifter zu werden. Boisrobert theilte seine Vermuthungen dem Kardinal Richelieu mit, und dieser sagte ganz laut, er sähe wohl, der junge Abt würde dereinst ein gefährlicher Mensch werden. Dies beunruhigte den Vater unsers jungen Abts; allein dieser wurde vielmehr darüber ganz entzückt. Er freute sich, daß er schon so jung als ein gefährlicher Mensch betrachtet wurde, und zwar von einem Minister, der Frankreich und ganz Europa zittern machte. Den Anfang der schönen Rolle, die er dereinst zu spielen hofte, begann er damit, daß er dem Abt de la Mothe Houdancourt, einem Verwandten des Kardinals, der demselben wohl wollte, die Stelle eines Lizenziat der Sorbonne streitig machte, und auch seine Absicht erreichte. Richelieu, Wiederhersteller und Beschützer der Sorbonne, wurde darüber nicht wenig erstaunt und aufgebracht; er drohete den

Doc-

Doctoren, die gegen einen Menschen gestimmt hatten, der von ihm beschützt wurde. Die Doctoren kamen zitternd zu Abt Retz, und stellten ihm ihre unangenehme Lage vor, er antwortete ihnen grosmüthig und stolz, er wolle, um nicht zwischen den Herren der Sorbonne und ihrem Beschützer Zwistigkeiten zu verursachen, lieber seiner Stelle entsagen, und wäre schon zufrieden, sie verdient zu haben.

Eine so hochmüthige Aufführung setzte die Familie der Gondi in Unruhe. Man schickte den Abt auf Reisen nach Italien. In Venedig wurde er durch Liebeshändel bekannt, in Rom durch Spott- und Schmähreden, und nach seiner Rückkehr fuhr er fort, in Paris die eben so gefährliche als unnütze Rolle eines Feindes und Nebenbuhlers des Kardinals Richelieu zu spielen. Bald hing er sich an Frauenzimmer, die der Kardinal nicht leiden konnte, bald hofirte er den Mätressen desselben, und nahm sie ihm sogar hinweg; endlich trat er in eine Verbindung, die auf nichts weniger abzielte, als den Kardinal Richelieu zu ermorden. Es scheint nicht, als ob dies Vorhaben den jungen Abt etwas in Furcht gejagt habe, er hielt sich für einen kleinen Fiesko, und war in dem nämlichen Alter, nämlich zwei und zwanzig Jahr. Allein glücklicher Weise brach die Verschwörung des Abts Franziskus nicht so plötzlich aus, wie die des genuesischen Grafen; er hatte das Glück, alle seine Plane, einen nach den andern ohne Gefahr seiner Person, scheitern zu sehen. Auf die lezt lies man ihm merken, daß das albernste was er thun könnte, wäre, wenn er sich in Händel mischte, bei denen er nichts gewinnen, wohl aber sein Glück ver-

scher-

scherzen könnte. Er sah ein, daß er eine andre Rolle spielen müsse, und hielt sich zu lauter Frommen, ohne selbst einer zu werden, und zu Geistlichen, die wegen ihrer Heiligkeit in Ruf waren, ohne ein erbauliches Leben zu führen. Er fing an Bekehrte zu machen, die Aufsehen erregten, ohne sich selbst zu bekehren, und fand den am meisten geschätzten Theil der Geistlichkeit, der den vorzüglichsten Rang in der Kirche behauptete, sehr geneigt, ihn als einen verlohrnen Sohn wieder anzunehmen, ohne zu erwarten, ob er von seinen Irrthümern zurückgekommen sei.

Der gute Vincent fing selbst an zu glauben, daß die Lehren, die er seinem Zögling ehemals gegeben, keine in ein undankbares Erdreich gesäete Körner wären. Die Frommen schätzten sichs zur Ehre, ihn zu den ihrigen zu zählen, und ohne ihn weiter zu erproben, wollten sie ihm zu der Koadjutorstelle des Erzbisthums Paris helfen. Man muste den Kardinal zu versöhnen suchen, und kam glücklich damit zu Ende. Als einen Beweis seiner Bekehrung machte man groß Wesen daraus, daß er sich nicht mit in die Verschwörung von Cinq-Mars eingelassen. Mehr brauchte es nicht, um den Leuten glauben zu machen, er habe allen Intriguen entsagt; aber die Folge bewies, wie wenig er gebessert war.

Alles lies sich dazu an, ihm die Koadjutorstelle von Paris zu verschaffen, als der Kardinal Richelieu starb. Ludwig der 13te folgte ihm bald nach, sonst würde er warscheinlich die Sache zu Stande gebracht haben, wenn er leben geblieben

blieben wäre. Die Ehre sollte der Königin Anne von Oesterreich aufbehalten bleiben, welche ihre Regierung damit anfing, daß sie sich Leuten anvertrauete, die nicht die mindeste Fähigkeit besaßen, und die ihr dadurch noch einen Fehler begehen ließen, daß sie das Erzbisthum von Paris einem Menschen versicherte, der ein so unruhiger und stürmischer Kopf war, als der nachmalige Kardinal Retz.

Mazarin, der die Günstlinge der Regentin allmählig verdrängte, hätte diesen Fehler vielleicht nicht begangen, wenn er sich nicht vor Retzen gefürchtet hätte. Die Politik dieser beiden Personen war sehr verschieden, ob sie gleich in Absicht ihres Herzens einander gleich waren, und sich beide weder durch wahre Ehre noch Tugend empfohlen. Aber Mazarin hatte große Zwecke, und handelte stets, um dieselben zu erreichen. Er setzte sie nie aus den Augen. Wenn er gleich kein Held war, so handelte er doch immer mit Vorsicht und Ueberlegung; wenn er nicht groß war, so war er doch geschickt und gewandt. Retz hingegen war weder das eine noch das andere, denn man ist nicht groß, wenn man keine großen Zwecke hat, und wozu helfen Geschicklichkeit und Gewandtheit, wenn man keinen Gegenstand hat, um sie dabei anzuwenden?

Als der Abt Retz Koadjutor von Paris geworden war, begab er sich einige Zeit zu seinen alten Lehrer Vincent in St. Lazarus. Man wird leicht glauben, daß der heilige Mann ihm aus Herzensgrunde vorpredigte; Retz stellte sich, als ob er die Predigten recht zu Herzen nähme, allein es war bloße

Ver-

Verstellung. Er gesteht in seinen Memoires, daß er die ganze Zeit, welche zu erbaulichen Betrachtungen bestimmt war, nicht dazu anwendete, um ein guter Bischof zu werden, sondern wie er von seinem Stande und seiner Stelle den besten Gebrauch machen, und recht methodisch mit Geschicklichkeit und mit Nachdruck Böses thun könnte. Ich habe viel solche unruhige Köpfe gekannt; die in ihren müßigen Stunden Plane ausheckten, deren Gegenstände abscheulich waren, die aber vortreflich auszuführen gewesen wären, wenn sie dieselben verfolgt hätten. Der Koadjutor schien einige Zeit seinen Plan fest zu befolgen; er predigte in Paris, und seine Predigten waren, wie mein Oheim, der sie oft gelesen hatte, sagte, dem Geschmack seines Jahrhunderts völlig gemäß, nämlich voll Geist und Gelehrsamkeit, ja manchmal mit frommen und andächtigen Sentenzen gesalbt, die er wohl von Vincent gelernt haben mochte. Das Volk war allzeit entzückt, ihn auf der Kanzel zu sehen. Er machte auch noch andere Grimassen, indem er in Abwesenheit seines Oheims die bischöflichen Amtsverrichtungen desselben versah.

Nachdem er auf diese Weise den Weg gebahnt hatte, so wartete er nur auf Gelegenheit, von seinem zeitherigen, klugen und behutsamen Betragen, das ihm lästig zu werden anfing, den gehörigen Vortheil zu ziehen; allein die großen Anlässe bothen sich ihm erst nach Verlauf von vier bis fünf Jahren dar. Während dieser Zeit hatte er einige Rangstreitigkeiten, die er mit Kühnheit durchsetzte, und dem Kardinal Mazarin zeigte, daß er kein zu verachtender Feind wäre. Seine Gegenpartei hätte ihn vielleicht gern auf ihre Seite zu

ziehen

ziehen gesucht, allein er war nur durch einen theuern Preis zu gewinnen, denn man sah wohl, daß er nach nichts geringern als nach der Stelle des Kardinals trachtete.

Indessen wurden die Köpfe der Pariser durch die grossen Fehler, welche die Königin und ihre Minister begingen, äusserst aufgebracht. Nun fing der Koadjutor seine Rolle an, suchte das Volk unter der Hand zu gewinnen, lies Allmosen unter die Armen austheilen, ohne daß er that, als ob er was von ihnen verlangte. Bald gab er der Königin Nachricht von den übeln Gesinnungen des Volks, bald benachrichtigte er das Parlement von den übeln Gesinnungen der Königin und ihrer Minister. Alle diese Manövres machte er bis zu jenen berühmten Tage der Einschließung; da zeigte er sich. Nichts ist so sonderbar als die in den Memoires befindliche, umständliche Erzählung von dem Anfange des pariser Krieges, und von den Folgen desselben. Die Schwachheit der Königin und der meisten ihrer Anhänger, das geschickte, sonst aber unedle und treulose Betragen des Kardinals Mazarin; die Albernheit verschiedener Mitglieder des Parlements, und das unbesonnene Toben des pariser Volks sind darin mit den lebhaftesten und wahresten Farben gemahlt.

Der Koadjutor leugnet die boshafte und thörigte Rolle nicht, die er in dieser Komödie während den Jahren 1648 und 1649 spielte. Nach einer kleinen Unterbrechung fing sie in den folgenden Jahren 1650 und 1651 wieder an, und man sieht ihn darin noch weit verwirrter, blinder und unüberlegter handeln, als in den vorigen Jahren.

Die

Die Erzählung der ganz sonderbaren Szene in dem großen Saal des Palasts, wo er den Prinzen ermorden, oder von ihm ermordet werden sollte, würde uns nicht recht ächt scheinen, wenn sie nicht von Leuten aus allen Ständen gesehen, erzählt und beschrieben wäre. Allein es scheint allezeit unbegreiflich, wie der Hauptacteur sie selbst mit einer Freimüthigkeit und Naivetät, die ohne Beispiel ist, erzählen kann.

Im Jahr 1652 erhielt der Koadjutor den Huth, der die Ehre und den Ruhm seines Lebens ausmacht, und den er weit sicherer und eher würde erhalten haben, wenn er ein ganz entgegengesetztes Betragen angenommen hätte. Er ist nicht der einzige in der Welt gewesen, der sich gleichsam Mühe gegeben hat, sein gewisses Glück zu zerstören, und die gegründetsten Hofnungen zweifelhaft zu machen. Wenn er den Huth nicht verlohr, der ihm nicht mehr entgehen konnte, so gingen doch von dem Augenblick an, da er ihn hatte, alle seine Schritte dahin, um die Achtung und sein Ansehn bei dem Publikum zu verliehren, und sich die Ruhe zu rauben, die er erst nach zehn Jahren in einer großen Einsamkeit und in der größten Unthätigkeit wieder fand.

Ich habe oben gesagt, daß die Herren von Caumartin, meine Verwandte, einigen Antheil an der Bekanntmachung der Memoires des Kardinal von Retz hatten, und dieser bestand darin, daß sie die Abschrift dieser Memoires einigen unbehutsamen Leuten anvertraueten. Die Memoires selbst hatte man bei den Nonnen zu Commercy in Lothringen gefunden, in welcher

welcher Stadt der Kardinal Retz, weil sie ihm als ein Erbe von seiner Mutter Margarete Silly von la Rochepot, zugehörte, einige Jahre gelebt hatte. Die guten Nonnen kannten weder den Werth noch die Fehler dieser Memoires, ich glaube selbst, sie wusten nicht wer die Dame war, an welche sie gerichtet waren; ich weis es auch nicht, aber das ist sicher, daß im Anfang der Regentschaft des Herzogs von Orleans die erste Ausgabe der Memoires des Kardinals von Retz herauskam. Der Regent fragte meinen Vater, der damals Polizeimeister war, was für Wirkung das Buch hervorbringen könnte. „Keine, die Sie beunruhigen kann, Mon„seigneur, erwiederte Herr von Argenson. Die Art, wie der „Kardinal von Retz von sich selbst spricht, die Freimüthig„keit, mit der er seinen Karakter zeichnet, seine Fehler ge„steht, und uns von dem übeln Erfolg seiner unvorsichtigen „Schritte unterrichtet, werden niemand zur Nachahmung „reizen. Sein Unglück kann vielmehr für die unruhigen, „stürmischen Köpfe lehrreich sein. Es ist unbegreiflich, war„um dieser Mann seine Beichte schriftlich verfaßt hat. „Wenn man sie in der Hofnung hat drucken lassen, daß „seine Freimüthigkeit ihm die Verzeihung des Publikums er„werben soll, so wird es ihm dieselbe gewiß versagen.“ Mein Vater konnte Ursach haben, wenn er in Absicht der Wirkung dieser Memoires so urtheilte, indeß haben sie doch das Gegentheil bewirkt.

Die aufrichtige Miene, die in diesem Werke herrscht, verführt und bezaubert. Obgleich die Schreibart weder rein noch glänzend ist, so liest man sie mit Begierde und Vergnü-

gnügen; es gibt sogar Leute, denen der Karakter des Kardinals gefällt, und die im Ernst dran denken, ihn nachzuahmen. Und so wie der Koadjutor durch Lesung der Geschichte der Gracchen, des Katilina und des Fiesko sich nicht abhalten lies, zu der Partei der Frondeurs und Handelstifter zu treten, so werden seine Unfälle gewiß Niemanden, der sich ihn zum Muster gewählt hat, abschrecken, wenn er auch noch weniger Anlage und Fähigkeit zur Intrigue als der Kardinal haben sollte. Man wurde die Wirkung schon im Jahre 1718 gewahr, und der Regent sprach deshalb mit meinem Vater, der Siegelbewahrer geworden war. Man suchte die übeln Wirkungen, welche die Memoires des Kardinal von Retz hervorgebracht hatten, durch ein neues Mittel zu hemmen, und wollte die Memoires des Joly seines Sekretärs drucken lassen, die sich in der Bibliothek des Herrn von Caumartin befanden. Herr von Caumartin hatte nicht Lust sie bekannt zu machen, weil der Kardinal darin übler gemishandelt war, als er sich selbst gemishandelt hatte, aber der Regent wollte den Kardinal durchaus verhaßt machen, ihn in seiner völligen Blöße darstellen, und jedem die Lust benehmen, demselben nachzuahmen. Die Memoires des Joly brachten aber diese Wirkung nicht hervor, weil sie ungleich weniger anziehend als des Kardinals seine waren, und den Leser vielmehr gegen den Verfasser aufbrachten. Man hielt ihn für einen undankbaren und ehrlosen Diener, der den verhaßt zu machen suchte, dessen Brod er lange Zeit gegessen hatte, dahingegen der Kardinal durch seine Freimüthigkeit jeden für sich eingenommen hatte. Kurz die unruhigen Köpfe haben den Kardinal von Retz immer geliebt, sind trotz

aller

aller damit verknüpften Gefahr in seine Fusstapfen getreten, und niemand hat sich für den Herrn Joly erklärt.

Ohngefehr zu eben der Zeit, als der Kardinal von Retz so unnütze, unzeitige Intriguen schmiedete, suchte ein großer Herr aus dem Hause Lothringen die Empörung eines Landes zu unterstützen, auf das seine Vorfahren wirklich einige Ansprüche gehabt hatten, ohne zu bedenken, daß Titel nicht hinreichend sind, wenn man auf wichtige Besitzungen Anspruch machen will, sondern, daß, um sie zu erhalten und zu behaupten, Macht, Talent und Glück nothwendig sind.

Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, Enkel Heinrichs des ersten, der 1588 zu Blois ermordet wurde, ein Mann von lebhafter, unternehmender, aber leichtsinniger Gemüthsart, befand sich 1647 zu Rom, hörte hier von dem Aufruhr in Neapel sprechen, und glaubte, da er an die Rolle dachte, welche seine Vorfahren unter Franz I. Heinrich II. und der Kinder dieses letzten Monarchen Regierung gespielt hatten, sich berufen, diesen Vorfall zu benutzen; ja er bildete sich ein, daß es ihm noch leichter sein müße, auf einem kleinern Schauplatz mit Glück zu handeln. In dieser Meinung beschloß er, sich an die Spitze der neapolitanischen Rebellen zu stellen, und erhielt ohne Schwierigkeit die Ehre des Oberbefehls, in Erwartung, sie mit Geld und Soldaten die ihm fehlten, unterstützen zu können. Von keiner Macht durfte er Unterstützung hoffen, Frankreich ausgenommen, und auch hier mehr aus Haß gegen die Spanier, mehr deshalb, um

diese

diese in noch größre Verlegenheit zu bringen, als ihn zum mächtigen Länderbesitzer zu machen.

Man war nicht böse, einen Mann mit dem großen Namen Guise loszuwerden, der vor sechzig Jahren die Krone auf dem Haupt des schwachen Heinrichs III. erschüttert hatte, aber man wollte dieses Loswerden nicht theuer bezahlen.

Die Natur hatte den Herzog von Guise reichlich ausgestattet: Er war gros und schlank gewachsen; seine Züge waren regelmäßig, seine Gesichtsbildung glücklich und einnehmend, in seinem Betragen, in seinen Reden herrschte ein edles, bezauberndes Wesen, das ihm alle Herzen unterwarf; sein Geist war, wenn auch nicht durch ernstliches Studiren, doch durch viel Lektür gebildet; er redete verschiedene Sprachen, vorzüglich rein und schön aber die französische und italienische; er war tapfer bis zur Verwegenheit, besaß hinlängliche Kenntnisse in der Kriegskunst, wenn er gleich noch keine Armee unter seinem Befehl gehabt hatte, und in der Politik, ohngeachtet ihm noch kein wichtiges und schweres Staatsgeschäft war aufgetragen worden, und auf ihn schien das vollkommen anwendbar zu sein, was man von seinem Gros- und Aeltervater gesagt hatte, nemlich: Daß wenn an einem großen Hofe die Prinzen von Guise erschienen, neben ihnen alle übrige Herren nur wie gemeines Volk aussähen. Sonst besas er Fehler, die Leuten von seinem Herkommen und Range nur zu gemein sind. So war er stets voll großer Entwürfe, hielt jeden für thunlich, blieb mit mehr Stolz als Anwendung von Mühe und Sorgfalt dabei stehen,

merkte

merkte es zu spät, wenn er gefehlt hatte, wollte nie seine Fehler geständig sein, und suchte sie lieber zu verbergen und zu vertheidigen, als zu verbessern. Bis zum Alter von zwei und dreißig Jahren, da er nach Neapel kam, hatte die Liebe das Unglück seines Lebens gemacht. Sein Vater, der nach Toskana gegangen war, um den Verfolgungen des Kardinals von Richelieu zu entgehen (der sich wohl hütete, einen Mann in Frankreich zu dulden, den man in den Ligistischen Rathsversammlungen einmal hatte zum König machen wollen) hatte ihn das Erzbisthum Rheins niederlegen lassen, um 1639 eine Prinzeßin von Gonzaga zu heirathen, von der er sich zwei Jahr darauf scheiden lies, um sich zu Brüssel mit der Gräfin von Bossut, Witwe eines Herrn aus dem Hause Henin zu vermählen.

Als er nach Ludwigs XIII. Tode 1643 nach Frankreich zurückkam, verliebte er sich in Fräulein von Pons, welche mit den Vorzügen einer hohen Geburt alle Reize, die ein Mädchen verführerisch machen können, vereinigte. Da er sahe, daß sie nur durch das Anerbieten seiner Hand und seines glänzenden Glücks in Versuchung geführt werden konnte, faßte er den Entschluß, seine zweite Ehe, gleich der ersten in Rom aufheben zu lassen, allein dabei fand er große Schwierigkeiten, und er führte gerade seine Rechtshändel vor der Rota, dem ersten Gericht dieser Stadt, als 1646 während der Regierung, oder wenn man will, der Tirannei des Herzogs von Arkos der Aufruhr in Neapel ausbrach. Jeztgenannter Unterkönig hatte die Lebensmittel mit ungeheuren Auflagen beleget; der Pöbel widersetzte sich, und an der Spitze desselben

selben stand anfangs ein Mensch aus der Hefe des Volks, Namens Mas-Aniello, d. i. Thomas Aniello. So elend dieser Anführer zu sein schien, so war er doch nicht lange verachtungswerth, denn nachdem seine hohen Foderungen nicht gehört worden waren, bemeisterte er sich des Palasts des Unterkönigs, plünderte seine Mobilien, zaußte ihn selbst beim Knebelbart, und der Herzog von Arkos schätzte sich glücklich, daß er sich noch ins Kastell St. Elmo flüchten konnte. Der spanische Stolz mußte nun zu allen Kunstgriffen der italienischen Politik seine Zuflucht nehmen. Der Unterkönig suchte die Verwendung des Erzbischofs und einiger eingebohrnen Großen, deren Name den Neapolitanern theuer war, aber das Volk merkte nur zu bald, daß es diese verriethen, und jene zu betrügen suchten. Es verharrte im Aufruhr, und dieser ward desto gefährlicher, da das Volk erbitterter und mistrauischer worden war; es erkannte den Aniello für sein Oberhaupt, und dieser war binnen vierzehn Tagen im Monat Julius 1647 unumschränkter Herr von Neapel. Nichts lächerlicher als diese Art von königlicher Würde: Die äussere Form des Monarchen und sein ganzer Hofstaat würden Stof zu dem lächerlichsten Possenspiel geben, aber diejenigen, welche dieses Possenspiel in der Nähe aufführen sahen, mußten zittern, von welchem Stande, von welcher Partei sie auch waren, wenn sie nur einigermaßen etwas zu verliehren hatten.

Des Unterkönigs einziger Gedanke war nun des Aniello Untergang; er suchte ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, aber das wollte ihm anfangs nicht gelingen;

man

man glaubt aber, daß er ihm einen Trank beibringen ließ, der ihm das Gehirn in Unordnung brachte, wenn nicht die Größe der Unternehmung und die Ungewißheit des Erfolgs an und für sich diese Wirkung hervorbrachten. Endlich ward Masaniello nach Vollbringung grausamer Unthaten durch seine eignen Leute ermordet, das Volk freute sich gleich des ersten Tages dieser Ermordung, behandelte seinen Leichnam schimpflich, und beklagte seinen Verlust in kurzer Zeit.

Da der Unterkönig nun die Aufrührer ohne Oberhaupt sahe, glaubte er alles unternehmen zu dürfen, machte aufs neue unkluge Streiche, und brachte das Volk zu dem Gefühl, daß es eines neuen Anführers nöthig habe, der aus einem ganz verschiednen Range genommen ward, und ein großer neapolitanischer Herr, der Fürst von Massa aus dem Hause Toralte war. Er hatte mit Ruhm Kriegsdienste gethan, aber der Madrider Hof, eifersüchtig auf seine Verdienste und Fahigkeiten, hatte ihn genöthigt in sein Vaterland zurückzukehren, und dort als Privatmann zu leben. Jetzt war er alt und vom Podagra geplagt, da man aber wußte, daß er sehr mißvergnügt mit den Spaniern war, foderte ihn das Volk mit großem Geschrei zu seinem Feldherrn auf: Er nahm diesen kitzlichen Antrag an, spürte aber bald, daß man nicht wohl befehlen kann, wenn niemand da ist, der gehorchen will. Zweymal verschafte er dem Volke sehr anständige Bedingungen, damit er nur einige Maasregeln nöthig habe, um den Unterkönig zu Haltung derselben zu nöthigen; allein das Volk selbst stieß die Mittel von sich, die ihm Ansehen geben konnten. Drei Monate lang behauptete sich der Prinz von

Massa, trotz aller Unannehmlichkeiten, die mit seinem Posten verbunden waren; nur das gelang ihm nicht, daß Volk und Adel einverstanden gegen die Spanier ihre gemeinschaftlichen Feinde gewesen wären, im Gegentheil waren beide Volksklassen gleich mißvergnügt über ihren Zustand, immer mit Verdacht gegen einander eingenommen, bis er zuletzt einsahe, wie glücklich er sein würde, wenn er diese drückende Last auf einen fremden Herrn wälzen könne, der weder Verwandte noch alte Freunde in der Stadt hätte, und dem aufrührischen Pöbel nicht verdächtig sei.

Unter diesen Umständen erfuhr man, daß der Herzog von Guise, der sich zu Rom befand, Absichten auf Neapel habe; und wirklich schien er der tüchtigste Mann die Empörer nicht als Souverän, sondern als Beschützer eines werdenden Freistaats zu beherrschen. Der Herzog nahm den Oberbefehl auf diesen Fuß an, und nahm sich den Grafen von Nassau zum Muster, der, indem er die entstehende Republik der vereinigten Niederlande vertheidigte, mit Gründung und Aufrechterhaltung derselben zu Stande gekommen war.

Indeß er diese Maaßregeln nahm und nach Frankreich schrieb, um von Anna von Oesterreich und dem Kardinal Mazarin Hülfe zu erhalten, machten die neuen Republikaner ein Manifest bekannt, in welchem sie fremde Mächte um Unterstützung anflehten; kurze Zeit darauf aber ermordeten sie den Prinzen von Massa auf sehr falsche und ungerechte Anklagen. Nach einer kurzen Anarchie erwählte das Volk

den

den Januarius Anneſe zum Anführer, einen Menſchen von geringer Herkunft, der kein Verdienſt hatte, als Tapferkeit, Kühnheit und viel Haß gegen die Spanier; übrigens war er häßlich bis zum lächerlich ſein, wild, treulos und ohne irgend eine Eigenſchaft des Geiſtes, die den Menſchen liebenswürdig macht. Anneſe, der mit Kühnheit ſich der Obergewalt bemeiſtert hatte, behauptete ſie trotz des innern Murrens und Mißvergnügens, als der Herzog von Guiſe, der eine vom Mazarin in die Feder geſagte Antwort erhalten hatte, in der man ihn mit Hofnungen labte, damit er die Rebellen wieder vertröſten könne, ſich nach Neapel zu reiſen entſchloß, und hier als ein wahrer irrender Ritter mit wenig Gefolge auf einer einzigen Felucke, mit der er durch die ſpaniſche Flotte, welche Neapel ſperrte, und von welcher er nicht erkannt ward, durchfuhr — erſchien. Sobald er aber in der Stadt war, und die Neapolitaner ſein edles Betragen ſahen, zweifelten ſie keinen Augenblick länger, daß er der Erbe jener Prinzen von Anjou ſei, welche ſo lange über beide Sicilien geherrſcht hatten. Er erklärte, daß er in das Erbtheil ſeiner Väter zurückkomme, nicht um es als tiranniſcher Deſpot zu beherrſchen, ſondern um ſein freigewordnes Volk zu beſchützen. Er machte kund, daß eine franzöſiſche Flotte von Toulon abſegeln ſolle, um Neapel zu unterſtützen, und nun ward er zum Generaliſſimus im Range über den Anneſe, im Amte neben ihm ernannt. Dieſe beiden Leute, die in Karakter und Geiſt ſo verſchieden waren, handelten ſechs oder acht Wochen lang mit ziemlichem Anſchein von Gleichförmigkeit; aber bald ſahe man, daß Anneſe der Liebling des Volks, und der Herzog für Adel und Große gemacht war. Sein

ganzes Betragen war edel, er war höfisch gegen die Damen und großmüthig gegen den Adel des Landes, und dies allein hätte ihn beinahe gestürzt.

Die französische Flotte kam endlich an, und schien bereit mit der spanischen zu schlagen. Dieser Umstand erhöhte den Werth der Handlungen des Herzogs von Guise sehr schnell. Man bot ihm den schönen Titel König an, und er wies ihn zurück; aber das war er zufrieden, daß er zum Generalissimus und Herzog von Neapel, mit einer unumschränkten erst auf sieben Jahr, und dann auf stets festgesetzten Gewalt ausgerufen würde. Annese schien Anfangs nachzugeben, und gab sich das Ansehen, als sei er nichts als bloßer Unterthan oder Offizier des neuen Souveräns, welcher wirklich schon Münze schlagen lies, auf welcher sein Namen und Wapen zu sehen war. Der letzte Monat des Jahres 1647, und die zwei ersten von 1648 waren die schönsten Tage die der Herzog von Guise in Neapel lebte; bald darauf gieng die französische Flotte zurück, ohne mit der spanischen geschlagen zu haben, oder den Neapolitanern wesentlichere Dienste, als sie durch einige französische in Neapel zurückgelaßne Offiziers erhalten konnte, geleistet zu haben. Das Vertrauen der Neapolitaner ward nunmehr wankend; der Herzog von Guise und seine Franzosen mogten noch so viele Heldenthaten verrichten. Annese arbeitete in der Stille immer daran, sie in übeln Ruf zu bringen, und dies gelang ihm. Bald stellten der Prinz und das alte Oberhaupt sich wechselseitig nach dem Leben, wohl wissend, daß der Untergang des einen zur Wohlfahrt des andern unumgänglich noth-

nothwendig sei. Die Spanier machten dem Herzog von Guise diese und jene Anerbietungen, aber er sah bald daß sie nur zum Schein und deshalb gethan wurden, um ihn verdächtig zu machen; dafür ward der treulose Anneſe in aller Stille und vollkommen gewonnen. Dieser Verräther übergab ihnen den Karmeliterthurm, eine Art Festung, von welcher er Herr war, und indessen daß der Herzog von Guise mit dem Angrif entfernter Postirungen zu thun hatte, kehrte Neapel im April 1648 unter die Herrschaft des Königs von Spanien zurück.

Guise behauptete seinen muthigen, festen und grosmüthigen Karakter bis zuletzt; er versuchte vergebens Neapel wieder einzunehmen, und ward, nachdem er sich wie ein Löwe vertheidigt hatte, gefangen genommen. Die Spanier frohlockten über diese Gefangennehmung, und während daß sie ihm alle Ehre erwiesen, die sie einem Gefangnen von Bedeutung schuldig waren, überlegten sie in ihren Rathsversammlungen, ob sie ihm wohl das Leben nehmen sollten. Ein Staatsmann von Machiavells Grundsätzen stimmte für diese abscheuliche Meinung; aber Don Johann von Oesterreich und die größten spanischen Herren waren großmüthig genug, um verschieden zu denken. Der Herzog ward nach Spanien gebracht, und blieb dort vier Jahre im Gefängniß. Nach Verlauf dieser Zeit, da die Spanier die Unruhen der Fronde in Frankreich zu unterhalten suchten, glaubten sie, daß der Herzog von Guise ein tüchtiges Werkzeug zu Vermehrung der innern Unruhen des Reiches wäre, und er wider Frankreich mit eben der Kühnheit und Thätigkeit handeln würde,

die

die er bei dem Aufruhr in Neapel bewiesen hatte. Allein sie betrogen sich: Guise war kraft seiner Denkart unvermögend, sein wahres Vaterland zerfleischen zu helfen, und so unzufrieden er auch mit Mazarin war, der ihn schandlich hintergangen hatte, so wollte er sich doch nicht dadurch rächen, daß er den jungen König verrieth, der als Kind von zehn Jahren nicht im Verdachte sein konnte, Antheil an der Ungerechtigkeit seiner Minister gehabt zu haben.

Während der Herzog in Spanien gefangen saß, hatte Mazarin mit einer Flotte, auf welcher der Prinz Thomas von Savoyen, dessen Sohn die Nichte des ersten Ministers geheyrathet hatte, eingeschift war, einen Versuch gemacht, der noch fruchtloser als der des Herzogs von Guise war. Dieser Prin. hatte den Entwurf gemacht über Neapel zu herrschen, und Mazarin wollte ihn mit mehr Redlichkeit unterstutzen als den Herzog von Guise. Allein der, den er beschutzte, war nicht soviel werth als der, den er aufgegeben hatte, die ganze Lage der Dinge war nicht die beste, und so scheiterte auch dieses zweite Unternehmen.

Als Guise nach Frankreich zurückkam, schlug man ihm eine dritte Unternehmung vor. Im Jahr 1654 ward zu Toulon eine Flotte ausgerüstet, welche bestimmt war eine neue Revolution in Neapel hervorzubringen. Guise stand nicht einen Augenblick an sich einzuschiffen; aber er ward jetzt eben so schlecht bedient als ehemals, und das Unternehmen gieng zurück, ohngeachtet der Herzog gleich Anfangs Stadt und Schloß Kastelmare einnahm, und sich einige Zeit darinnen

nen behauptete. Abgeschreckt durch soviel Unfälle und von allem Ehrgeiz geheilet, erhielt Heinrich von Lothringen 1655 die Stelle eines Oberkammerherrn von Frankreich, und schränkte sich bis an sein Ende auf die friedlichen Verrichtungen dieser großen Kronbedienung ein. Bey der Vermählung des Königs und dem Einzug der Königin Maria Theresia in Paris, zeigte er sich mit aller Würde, Pracht und Grazie eines Abkömmlings der Herzoge von Guise aus dem vorigen Jahrhundert; er befehligte oder führte vielmehr eine der Quadrillen bei dem berühmten Karousel 1663, und zeigte sich so dabey, daß er mit Recht neben dem großen Kondé, dem er unmittelbar folgte, erscheinen konnte. Konnte er sich je an den ganzen Glanz erinnern, mit welchem er etliche Monate in Neapel geschmückt gewesen, so war es in diesem Augenblicke; aber er hatte für immer in der Liebe wie im Ehrgeiz allen ernstlich gemeinten überlegten Planen entsagt, dachte auch nicht weiter an Fräulein von Pons, ohngeachtet er sich nie mit seiner rechtmäßigen Gemahlin, der ehemaligen Gräfin von Bossut, aussöhnen wollte. Diese Dame lebte bis 1670, also länger als der Herzog, welcher 1664 in einem Alter von 50 Jahren ohne Leibeserben starb.

Wir besitzen Denkwürdigkeiten des Herzogs von Guise während des Aufruhrs in Neapel, die von zwei verschiedenen Verfassern und in sehr entgegengesetzten Absichten geschrieben, beide aber kurze Zeit nach dem Tode ihres Helden erschienen sind. Von dem ersten Werke ist der Verfasser ein Graf Raimund von Modena, der mit dem Herzog nach Neapel gegangen, Generalmajor bei seinen Truppen worden

war

war, und die Stadt Aversa gegen die Spanier vertheidigt hatte. Anfangs liebte der Herzog diesen Offizier ausserordentlich, aber in der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Neapel hatte er Ursache sich über ihn zu beklagen. Um sich nun zu rechtfertigen, rügt der Graf mit viel Stärke einige Fehler seines Generals, und zeigt einige Schwächen, welche der Herzog in seinem Karakter haben konnte. Das Werk des Grafen von Modena erschien 1667 unter dem Titel: Geschichte der Revolutionen der Stadt Neapel (1647). Im folgenden Jahre gab ein alter Sekretär des Herzogs, Namens St. Yon eine Gegenschrift, betitelt: Denkwürdigkeiten des Herrn Herzogs von Guise heraus. Sie ist im Namen des Herzogs selbst geschrieben; es mag nun die Handschrift wirklich in den Papieren desselben gefunden worden sein, oder St. Yon nur diese Wendung genommen haben, um seine Denkwürdigkeiten interessanter zu machen. Er rechtfertigt den Herzog wegen alles im vorangeführten Buche ihm vorgeworfnem Mangels an Klugheit, und zeigt ihn in dem günstigsten Lichte, doch so, daß man immer glauben kann, als spreche der Prinz selbst. Daher kömmt es, daß diese Denkwürdigkeiten ein sehr wichtiges Buch sind, das alle Kennzeichen der Wahrheit an sich trägt. Die Schrift des Grafen nimmt nicht so sehr für sich ein; wer weis indessen, ob sie nicht die strengste Wahrheit enthält? Oder wer kann sagen, wenn zwei Augenzeugen, die beide die Wahrheit wissen können, ein verschiednes Zeugniß ablegen, welcher von beiden Recht hat? Ihre Widersprüche gründen sich auf Leidenschaften und Vorurtheile; und wer kann alle Wirkungen derselben auseinander setzen, vorzüglich

wenn

wenn die Begebenheiten die sie erzählen, schon längst geschehen sind.

Als ich das Leben des Kardinals von Amboise las, stellte ich wichtige Bemerkungen über den Ruhm der Könige und ihrer Minister an. Gewisse Regierungen haben alles den Ministern zu verdanken, wie die Regierung Ludwigs XIII. unter Richelieus Staatsverwaltung; in andern haben die Könige und ihre Minister so wohl neben einander gewirkt, daß ihnen ihre Unterthanen gleiche Verbindlichkeit schuldig waren, wie unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. Man kann sagen, daß Sully nichts Gutes gethan haben würde, wenn er einen andern Herrn gehabt hätte als Heinrich IV, und daß dieser ohne Sully bei weitem nicht so gros gewesen wäre. Eben so würde Colbert niemals so weit ausgedehnte Entwürfe gehabt, so große Dinge ausgeführt haben, wenn er ohne Ludwigs XIV. Einflüße und Unterstützung gehandelt hätte *). Ludwigs XII. Regierung scheint mir das Dasein von Regierungen darzuthun, da ein guter König allein das Gute bewirkt, der Minister aber blos Vollstrecker seines Willens

*) Man vergesse nicht, daß hier ein Franzos schreibt, der, verblendet von unüberlegter Königsliebe, die Monarchen seines Vaterlandes für Halbgötter zu halten geneigt ist; denn nur das kann meinen Autor entschuldigen, daß er Ludwig XIV. der seinen ganzen Ruhm seinen guten Feldherrn und Ministern zu danken hat, zur beseelenden Kraft seines Reichs macht.

A. d. U.

lens ist.*) Indessen theilt der Minister den Ruhm und das Verdienst seines Königs, vorzüglich wenn dieser edel genug denkt, nicht eifersüchtig über den guten Ruf seines Ministers zu werden.

Meinem Dafürhalten nach, hatte der Kardinal von Amboise keine andre Tugenden als die seines Herrn, aber Ludwig XII. besas deren, die ihm die schöne Benennung eines Vaters des Volks erworben haben. Georg von Amboise besas Verstand, Geschick und Gewandtheit, und bediente sich derselben sein Glück zu machen so gut, daß es nicht seine Schuld war, wenn er dasselbe nicht noch höher brachte; aber dabei glaube ich immer, daß alles Gute was unter Ludwigs XII. Regierung geschah, dem Monarchen selbst zuzuschreiben ist, und aller Tadel wegen übler Handlungen den Minister treffen muß. Ludwig XII. war gut und sanft, aber er traute seinen eignen Kräften zu wenig, er erholte sich gerne Raths, und ich habe großen Verdacht, daß Amboisens Rathschläge mehr Geschick und Staatsklugheit in sich faßten, als sie voll Aufrichtigkeit und Eifer für den wah-

*) Immer und ewig Minister. Der Franzos kann sich keinen König denken, der nicht von einem Minister oder Beichtvater, oder einer — Nonne am Gängelbande geführt wird. Wirklich hat auch Frankreich noch keinen Regenten gehabt, der mit seinen eignen Augen gesehn hätte, und um recht unpartheiisch zu sein, wirklich waren zu Argensons Zeiten die Monarchen selten, deren Minister, wie unter Friedrichs des Einzigen Regierung, nur Vollstrecker waren.

A. d. U.

wahren Nutzen seines Fürsten und Frankreichs waren. Diese Wahrheit deutlich einzusehen darf man nur die Begebenheiten von Ludwigs XII. Regierung genau untersuchen; dann wird es nicht schwer sein, die Absichten des Souveräns und des Kardinals voneinander zu unterscheiden.

Georg von Amboise war der jüngste von neun Söhnen des Peter von Amboise, Herrn von Chaumont, ersten Kammerherrns Karls VII. und Ludwigs XI. Alle neun Brüder lebten lange genug, um große Rollen im Staate zu spielen. Drei wurden die Stammväter von eben soviel Zweigen dieses Hauses, fünfe wurden Bischöffe, und der neunte ward Grosmeister des Ordens St. Johann von Jerusalem. Sie hatten acht Schwestern, von welchen zwo Aebtißinnen, und sechs an die größten Herren im Reiche verheirathet wurden. Georg ward frühzeitig ein Anhänger des Hauses Orleans. Kaum hatte er seine Studien vollendet, als er Almosenier Königs Ludwig XI. ward, ohngeachtet er die Weihe noch nicht erhalten hatte, so wenig ihn seine Jugend 1475 an Erlangung des Bißthum von Montauban hinderte. Da zu Ende der Regierung Ludwigs XI. sich der Hof in verschiedne Partheien getheilt hatte, nahm er die Parthei des Hauses Orleans, die er seitdem nie wieder verlassen hat. Frau von Beaujeu älteste Tochter Ludwigs XI, welcher der Monarch im Sterben die Vorsorge für den jungen König Karl VIII. und so zu sagen die Regentschaft und Regierung des Reichs aufgetragen hatte, merkte sehr bald, welche Gesinnungen der junge Bischof von Montauban hegte, und konnte sie ihm nicht verzeihen. Der Prälat kam

in

in den gegründeten Verdacht, Theil an einer Unternehmung zu haben, durch welche man sich Meister von der Person Karls VIII. machen wollte. In einem Gespräch nämlich, das er mit dem jungen Monarchen führte, und zu welchem die Hersagung seiner Gebete der Vorwand sein mußte, zeigte der letztre einiges Verlangen, das Joch seiner ältern Schwester von sich abzuschütteln. Hievon benachrichtigte der Bischof den Herzog von Orleans, und nun war die Flucht des Königs und also auch der Fall von Madame Beaujeu beschloßen, als diese Nachricht von dem ganzen Entwurf bekam. Augenblicklich lies sie den jungen Bischof, der zum Erzbischof von Narbonne erwählt worden war, in Verhaft nehmen, und der Herzog von Orleans würde das nämliche Schicksal gehabt haben, wenn er nicht nach Bretagne geflohen wäre. Amboisens Gefangenschaft war indessen nicht von Dauer, er betheuerte seine Unschuld, berief sich auf das Zeugniß des Königs, und da Karl VIII. kein Zeugniß wider ihn ablegen wollte, zog er sich glücklich aus dem ganzen Handel.

Ludwig Herzog von Orleans ward in dem Treffen bei Saint Aubin gefangen, und in den dicken Thurm zu Bourges gesperrt. Treu seiner stets gegen ihn geäusserten Gesinnungen, war der Erzbischof von Narbonne ernstlich dahin bedacht, ihm seine Freiheit zu verschaffen; und da er seine Stelle als Almosenier des Königs wieder erhalten hatte, bediente er sich der nämlichen Mittel die er schon angewandt hatte. Er machte dem König begreiflich, wie angemessen es sowohl seiner Gerechtigkeit als seinem Vortheile sei, dem

ersten Prinzen von Geblüt Gnade widerfahren zu lassen, und ihn auch ohne Wissen der Madame von Beaujeu aus dem Gefängniß zu ziehen. Der König folgte diesem Rath, und öfnete die Thüren des Thurms zu Bourges mit eigner Hand. Auch war der Herzog nicht undankbar, indem er dem Könige die Erbinn von Bretagne zur Gemahlin verschafte, ob er gleich selbst sehr verliebt in sie war, und sie wirklich Gegenliebe für ihn empfand. Seit dieser Vermählung nahm sich Madame von Beaujeu, welche Herzogin von Bourbon worden war, keiner Geschäfte mehr an, und verließ den Hof.

Der Herzog von Orleans ward Statthalter der Normandie, und fand bald Gelegenheit, den Amboise vom Erzbisthum Narbonne in das von Rouen zu versetzen, wobei er ihn zugleich zum Generallieutnant und Befehlshaber in der Normandie ernannte. Nun beschäftigte sich Amboise anfangs damit, dieser von Straßenräubern belästigten Provinz den Frieden wieder zu schenken, und den Absichten des Herzogs gemäß die Ruhe herzustellen. Auch der kirchlichen Einrichtungen seines Sprengels nahm er sich mit Eifer und Weisheit an, bis er den Herzog nach Mailand begleitete, wo er auch die ganzen zwei Jahre 1494 und 1495 blieb, welche der Herzog hier zubrachte. Das letzte Jahr beschloß, wie bekannt, mit der Belagerung von Novara, welche Ludwig XII. *) mit allem Muthe aushielt, und wobei ihn Amboise, wie

*) Der Herzog von Orleans bestieg nachher unter dem Namen Ludwig XII. den Thron von Frankreich.

wie überall nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Feldherr mit Rath an die Hand gieng; ja man behauptet sogar, daß er persönlich focht, eben so gut als mehrere andre Bischöfe. Nach seiner Rückkunft in Frankreich übernahm er die Staatsverwaltung der Normandie aufs neue, und wenn dieselbe gleich Klagen und Murren erregte, wenn er gleich beschuldigt ward ein Tirann zu sein, so vertheidigte ihn sein Prinz doch gegen diese Anklage, die er ohnstreitig für ungerecht hielt, weil sie mit seiner eignen Denkart nicht übereinstimmte. Im Jahr 1498 starb Karl VIII. Ludwig XII. bestieg den Thron, und Amboise ward sein erster Minister, und das mit desto größerm Vertrauen, mit destomehr Macht, da der gute König der gern verzeihen wollte, was dem Herzog von Orleans Böses wiederfahren war, sichs zur Pflicht machte, die Dienste zu belohnen, welche man ihm erwiesen hatte. Eine Uebersicht der Vorfälle, während der zwölf ersten Jahre der neuen Regierung und bis zum Tode des Kardinals wird uns zeigen, wieviel Antheil der König sowohl als sein Minister daran gehabt haben.

Der erste Dienst, welchen der neue Kardinal seinem Herrn leistete, war dieser, daß er ihm die Scheidung von seiner Gemahlin Ludwigs XI. zweiten Tochter, und dadurch die Vermählung mit der Witwe seines Vorfahren erleichterte. In der That war dieser Dienst sehr groß, und zugleich sowohl einer gesunden Politik als Ludwigs XII. wirklicher Neigung gemäß; um aber diesen Endzweck zu erreichen, mußte man den schlechtesten Pabst den jemals die Kirche gehabt hat (Alexander VI.) zu gewinnen suchen, und dies ward soweit

ge-

getrieben, daß sich der König verpflichtet hielt, den Bastard dieses schändlichen Pabstes, den Cäsar Borgia, mit den größten Ehrenbezeugungen aufzunehmen, ihm mit Charlotte Albret, einer der besten Partheien im Reiche, zu verheirathen, und ihm Würden und große Ländereien zu ertheilen. Jeder politische Grund, der Ludwigs XII. Verhalten hierinnen hätte bestimmen können, war nicht nach seiner Denkart, vielmehr weit von derselben entfernt; aber der Minister der ihn dazu antrieb hatte sehr wichtige Privatabsichten, wollte sich dadurch einen Anhang im Kardinalskollegium machen, und hatte schon den Entwurf im Sinne, Alexanders Nachfolger in der päbstlichen Würde zu sein. Diese ehrgeizigen Absichten waren auch der Grund, aus welchen Amboise den König zu dem Zuge nach Italien bewog; eine Unternehmung, welche Annen von Bretagne sehr misfällig war, ohngeachtet sie übrigens gegen den Kardinal zuviel Verbindlichkeit hatte, als daß sie offenbar seinen Entwürfen widersprechen, und sein Ansehen hätte zu schwächen suchen sollen.

Die ersten Feldzüge waren glücklich: Ludwig besiegte den Ludwig Sforza, und als dieser Mailand zum Aufruhr gereizt hatte, ward er nebst seinem Bruder dem Kardinal Askanio gefangen genommen. Amboise aber, der stets hofte, sich im nächsten Konklave Stimmen zu verschaffen, erhielt die Freiheit des Letztern, worinnen er, wie jedermann sagte, einen großen Fehler begieng, weil die Gegenparthei dadurch wieder ein Oberhaupt erhielt. Der Kardinal ward nun Statthalter der Mailänder, und verzieh dem Volke im Namen des Königs mit vielem Gepränge; welches Prunk-

werk

werk wieder zu Erreichung seiner ehrgeizigen Entwürfe nothwendig war. Als er einen Streit unter den Republiken Pisa und Florenz zu schlichten hatte, entschied er zum Besten dieser letztern Stadt, und belagerte die erste in Person.

Alexander VI. lebte noch, eben so alt als boshaft; Amboise wollte den französischen Hof nicht auf zu lange Zeit aus dem Gesichte verlieren, und kam also als Legat wieder nach Frankreich, welches ihm Gelegenheit gab, ohne daß es in die Augen fiel, von der Geistlichkeit und vom Volke ansehnliche Summen zu ziehen. Er besas zwar eine einzige Pfründe, nämlich das Erzbisthum Rouen, aber die andern theilte er nach Gutdünken an seine Verwandte, Freunde und italienische Kardinäle, die er auf alle Art zu gewinnen suchte. Den König aber verleitete er zu einem neuen italienischen Kriege, und das auf Gewähr eines Vertrags mit dem treulosesten aller Fürsten, dem Ferdinand von Arragonien. Dieser Krieg fiel unglücklich für die Franzosen aus, welche durch den König von Arragonien und den Pabst und seinen Sohn Cäsar betrogen wurden. Endlich mußte man dem König den Krieg ankündigen: Eine neue Armee ward wieder nach Italien geschickt, und Amboise machte seine Sachen so gut, daß man bei dieser letzten Unternehmung aufs neue in den Pabst Vertrauen setzte. Der Kardinal befand sich in Rom, als Alexander VI. starb, und verbarg nun den Entwurf ihm nachzufolgen, nicht weiter. Er kam ins Konklave, und ward von den italienischen Kardinälen jämmerlich hinters Licht geführt. Franz Pikolomini, Neffe Pius II, ward unter dem Namen Pius III. erwählt, und lebte nur fünf und zwanzig Tage.

Am-

Amboise konnte aufs neue Hofnung schöpfen, aber sie scheiterte zum zweitenmal, und mit noch mehr Aufsehen. Julius II. bestieg den päbstlichen Stuhl, und Amboise kam in Lebensgefahr. Todfeind des ersten Ministers, ward der neue Pabst auch ein Feind von Frankreich. Die Franzosen verlohren Neapel und ganz Italien noch einmal. Borgia, den Amboise gut brauchen zu können glaubte, ward gefangen und nach Spanien gebracht, wo er aber wieder entfloh. Nachher kommandirte er eine französische Armee wider den König von Arragonien in Navarra, blieb in einem Treffen, und nahm keinen andern Ruf mit sich, als den einer verhaßten abscheulichen Art von Heldenmuth, der selbst seinen Lobredner Machiavell entehrt hat.

Gezwungen, mit der Stelle eines ersten Ministers in Frankreich zufrieden zu sein, verleitete Amboise seinen König zu neuen Bündnissen und Kriegen, bei denen dieser Monarch immer zu kurz kam. Ferdinand von Arragonien vermählte sich zwar mit Germana von Foix einer Nichte Ludwigs XII, blieb aber dabei immer sein Feind, ja diese Verbindung ward noch ein Mittel mehr, welches er erlangte, den König von Frankreich zu betrügen.

Im folgenden Jahre (1506) ward ein Fehler verbessert, den Amboise gemacht hatte. Der König und die Königin Anna hatten ihre Tochter Klaudia an Karl, der damals unter dem Namen eines Grafen von Luxemburg bekannt war, und nachher unter den Kaisern Karl V. war, versprochen. Dieser fremde Fürst würde durch diese Heyrath das

Herzogthum Bretagne und die Ansprüche auf das Mailändische erhalten haben. Man berief also eine Versammlung der Stände, welche ohne alle Umschweife verlangte, daß von dieser Verbindung weiter nicht die Rede sein, und die Prinzeßin an Franz von Angouleme muthmaßlichen Kronerben, der nachher wirklich unter dem Namen Franz I. den Thron bestieg, vermählt werden mögte. Man kann leicht urtheilen, daß Kaiser Max. I. sehr aufgebracht war, sich eine so schöne Erbschaft entwischen zu sehen; indessen verstellte er sich so gut er konnte, und Amboise, der sich unüberlegterweise schmeichelte den Pabst wieder zu gewinnen, wahrscheinlich immer noch in der Hofnung sein Nachfolger zu werden, bewog den König, den Pabst Julius II. bei Besitznehmung von Bologna Hülfe zu leisten. Julius aber belohnte ihn mit Undank, wie leicht zu erwarten war.

Die Genueser empörten sich wider Ludwig XII. der über die Gebirge gieng, sie sich wieder unterwarf, und sie mit der Güte, die ihm natürlich war, behandelte.

Im Jahr 1508 kam das berühmte Bündniß von Kambrai zu Stande, jener große, wichtige Vertrag, von welchem aller Ruhm auf den Kardinal Amboise gefallen wäre, wenn einiger Ruhm dabei hätte erlangt werden können, und es nicht der ungerechteste zugleich auch äusserst schlecht überdachte Vertrag, der nur möglich gewesen wäre. In der Versammlung wo dieses Bündniß beschlossen ward, war nur ein einziger Mann, der auf die Ungerechtigkeit und die gefährlichen Folgen desselben aufmerksam machte, und dies war der

Sie-

Siegelbewahrer Stephan Poncher, der als Erzbischof von Sens starb. Sein Gutachten machte wirklich auf den weisen und scharfsinnigen Ludwig Eindruck, aber zum Unglück für Frankreich behielt der Kardinal die Oberhand. Ludwig stellte sich an die Spitze seiner Armee, und lieferte das Treffen bei Agnadel, wider die Meinung nicht nur seines Kriegsraths, sondern sogar auch des Kardinals; denn der gute Fürst hatte so irrige Begriffe von der Gerechtigkeit seiner Sache, daß er sich des göttlichen Beistandes gewiß versichert hielt. Er gewann zwar das Treffen, aber seine Angelegenheiten wurden dadurch nicht besser. Stephan Ponchers Meinung ward nur zu sehr bewährt. Julius II. verband sich mit allen Feinden Frankreichs, sogar mit Venedig, um die Franzosen völlig zu Grunde zu richten.

Mitten unter diesen Anfällen faßte Amboise einen neuen ehrgeizigen Entwurf, nämlich diesen Julius II. abzusetzen, oder wenigstens sich zum Patriarchen und obersten Bischof von Frankreich erklären zu lassen. Nur der Tod legte der Vollendung seiner ehrgeizigen Plane ein Hinderniß in den Weg, denn er starb zu Lyon 1510 den 25. März. Da ihn Ludwig XII. vier Tage vorher besuchte, legte Amboise unter Vergiessung eines Stroms von Thränen seine Ministerialberichte ab; gestand dem Monarchen, daß er ein ansehnliches Vermögen hinterlasse, über dessen Erwerbung er sich manches vorzuwerfen habe. Er versicherte dabei, daß er den Unterthanen des Königs nichts genommen, gestand aber doch, daß er seit langer Zeit funfzigtausend Dukaten als Jahrgelder von verschiednen italienischen Fürsten und Freistaaten, und blos

von den Florentinern dreyßigtausend Dukaten gezogen habe. Ueberdies habe er noch ansehnliche Geschenke erhalten, und große Summen zusammengescharrt; bitte aber den König, ihm zu erlauben, daß er über sein Vermögen schalten könne, welches ihm auch der gute Ludwig und mehr noch als er verlangte, zugestand.

Er benutzte diese Erlaubniß in seinem Testamente, dessen erster Abschnitt folgender war: „Meinem Neffen" (Georg von Amboise) „vermache ich mein Erzbisthum Rouen und „alle meine fahrende Haabe, am Werth zwei Millionen in „Golde, mit den Mobilien zu Gaillon und der ganzen Ein„richtung des Hauses wie sie jetzt bestehet. Ferner meinem „Neffen dem Grosmeister hundert und funfzigtausend Du„katen, meinen schönen Becher am Werthe zweimalhundert„tausend Thaler, hundert Goldstücke, jedes am Werth fünf„hundert Thaler, mein goldnes Geschirr, und fünftausend „Mark an Silbergeschirr. Ferner mein ganzes väterliches „Erbgut dem Sohne des Grosmeisters." Seinen andern Neffen und seiner Schwester setzte er beträchtliche Vermächtnisse aus; zehntausend Franken den vier Bettelorden, Messen für das Wohl seiner Seele zu lesen, und hundert und funfzig Mädchen zur Ehre der hundert und funfzig Psalmen auszustatten. Sein Begräbniß war das prächtigste, das je ein Prälat erhalten hat; sein Herz behielten die Cölestiner in Lyon, der Leichnam aber ward nach Rouen gebracht, in Begleitung von eilftausend Priestern, zwölfhundert Prälaten, zweihundert Edelleuten u. s. w.

Die

Die Beschreibung dieses Leichenbegängnisses begleiten die Geschichtschreiber mit einer großen Lobeserhebung des Kardinals. Während seiner Staatsverwaltung, sagen sie, sei der Staat in jeder Betrachtung glücklich, Frankreich nie volkreicher, fruchtbarer, reicher, kultivirter gewesen, als unter seiner klugen Leitung, so daß auch, so lange er gelebt, Uneinigkeit und Krieg davon entfernt geblieben wären. So passend dieser Lobspruch auf Ludwigs XII. Regierung ist, so fragt sichs doch, ob er auch auf das Ministerium anwendbar ist? Ludwig wollte seine Unterthanen nicht mit neuen Auflagen belästigen, da ihn der Kardinal aber doch zu kostspieligen Kriegen verleitete, so schlug er ihm ein Mittel vor, das dem Anschein nach, zwar bei weitem leichter als Abgabe war, dessen Folgen aber sehr traurig worden sind, und das war der Verkauf der Bedienungen. Der Kanzler Duprat wird zwar allgemein beschuldigt, diesen Handel eingeführt zu haben, und es ist auch wahr, daß er ihn zuerst zur Regel gemacht hat, indessen hat Amboise doch ihn einzuführen angefangen, und ehe er allgemein und regelmäßig ward, war er auch weit nachtheiliger, und die Mißbräuche desselben waren weit größer, weit einträglicher für den Minister der den Kauf schloß, und durch dessen Hände das Geld gieng.

Der Kardinal Amboise stürzte den Marschall von Gié aus dem Hause Rohan, und man ist darüber einig, daß er dies aus bloßer Eifersucht über das Ansehen that, in welchem dieser bei dem Thronerben dem jungen Franz stand: Ein Zug, der Hofleuten und Ministern zwar eigen ist, dennoch

noch aber immer niedrig bleibt. Amboise konnte auf ein längeres Leben als sein Herr rechnen, demohngeachtet er mit Ludwig XII. ohngefehr von gleichem Alter war, so besas dieser Monarch doch keine so dauerhafte Gesundh-it, und da er nicht dahin kommen konnte über die Kirche zu herrschen, so fuhr er ruhig fort, Frankreich zu regieren. Wahrscheinlich würde er unter einem andern König weniger Güte des Karakters zu zeigen bemüht gewesen sein; aber Ludwigs Tugenden mußte er schon diesen Tribut bringen, und wenigstens den Schein annehmen, als ob er den guten Absichten beitreten wollte, welche gewiß rein und unverfälscht aus dem Herzen dieses Vaters des Vaterlandes floßen, bei dem Minister aber sehr verdächtig zu sein scheinen. Eine der Tugenden Ludwigs XII. war die Dankbarkeit, und es würde ihm sehr leid gethan haben, jemals dawider zu fehlen. Nun war er dem Amboise große Verbindlichkeiten schuldig, und daher kam seine Gefälligkeit und sein Nachgeben gegen die Meinungen desselben. Ludwig war sparsam und ordentlich; Amboise schien es, um seinem Herrn gefällig zu sein. Ludwig wird sogar des Geizes beschuldigt, indessen wurden doch die Gnadengeschenke, Jahrgelder und Besoldungen niemals während seiner Regierung aufgehalten; freigebig aber war er nur gegen den Kardinal, der klug genug nichts zu verlangen, was in die Augen hätte fallen können sondern ganz in der Stille sein Schäfchen ins Trockne brachte.

Ich

Ich darf mich rühmen, daß ich viele Leute von den Verdiensten des Herrn von Sully überzeugt habe, die diesen Minister Heinrichs IV. nicht so hoch schätzten, als er es werth war. Seine Denkwürdigkeiten, welche vier seiner Sekretäre, die er nach seiner Entfernung von den Geschäften behalten hatte, unter dem Titel: Economies royales geschrieben haben, enthalten zum Theil sehr herrliche Sachen, die einen richtigen Begrif von dem Antheil geben, den Sully an Heinrichs IV. ruhmvoller und glücklicher Regierung gehabt hat; aber sie sind schlecht geschrieben, ohne Zusammenhang, und mit Rechnungen und Kleinigkeiten angefüllt, die sehr unangenehm sind.*) Ich bin leidenschaftlich für diesen großen Mann eingenommen, ich habe sein Bildniß vor meinem Schreibtisch, um ihn beständig vor Augen zu haben, mich seiner Züge, seiner Grundsätze, seines Verhaltens erinnern zu können. Ich billige die edle und einfache Art, mit der er auf den besten Wegen sein Glück gemacht hat; denn da er seinem Herren gut diente, mußte er den Beifall desselben erhalten, da er seinen Beifall hatte, mußte er ansehnliche und einträgliche Gnadenbezeugungen von ihm erhalten; aber nie ist er ein Blutigel des Volks gewesen, nie hat er, um seinen Fürsten und sein Vaterland zu verrathen, Geld vom Auslande erhalten, und nie kann man behaupten, daß ein Mann, der seinem König bei so vielen innern und äussern Kriegen

*) Ich überhüpfe hier eine Stelle, wo A. von einer ältern Ausgabe dieser Economies, und einer neuern les memoires de Sully redigés par l'Abbé de l'Ecluse, 4to. 3. T. 1747 spricht.

A. d. U.

Kriegen sechs und dreyßig Millionen erspart hat, Unterschleif in den Finanzen gemacht habe. Selbst durch seine Entfernung vom Hofe wird er mir liebenswürdig; sie war so schön und edel als die Mittel, durch welche er glücklich ward. Er hatte eine zahlreiche Dienerschaft, lebte als Fürst auf seinen Ländereien und Schlössern, ward von seinen Verwandten geehrt, und gab seinen alten Dienern Brod; und in dem allen sehe ich nichts das tadelswürdig wäre. Er mußte eine Figur machen, welche den Titeln gemäß war, die er mit Verdienst erworben hatte; er erinnerte sich an das Gute, das er gethan hatte, und würde gern dem Staate noch mehr erwiesen haben, aber er kümmerte sich nicht weiter darüber. Ein Exminister wird nicht mehr durch das Gesumse der Schmeichler betäubt, die ihn zu Gewährung ungerechter Gnadenbezeugungen zu verleiten suchen, und kann ruhig mit kaltem Blute die Aufführung seiner Nachfolger und ihre Glücks- und Unglücksfälle beurtheilen. Er ist zwar nicht mehr auf dem Schauplatze, bleibt er aber in seinem Vaterlande, so ist die Bühne nicht so weit von ihm, daß er die Fähigkeiten der Schauspieler nicht beurtheilen könnte.

Selbst in Absicht der Religion ist mir (politisch betrachtet) Sully liebenswürdig. Er war Kalvinist, und gewiß aus Ueberzeugung, aber weit entfernt, selbst nach Heinrichs Tode Schwärmer oder Aufrührer zu sein, wollte er nicht an der Spitze der Hugenotten stehen, sobald von Empörungen die Rede war. Man foderte nicht, daß er seine Meinungen in Glaubenssachen aufopfern sollte, aber eben so wenig brauchte er diese Meinung zum Vorwand, die öffentliche

liche oder nur seine eigene Ruhe zu stören. Zuerst war er Soldat und Ingenieur, und die Kriegswissenschaft, Artillerie und Kriegsbaukunst waren die ersten, welche er studirte. Er lernte sie aus dem Grunde, und bei der Ausübung verlohr er nie jenes kalte Blut, jenen Geist der Ordnung, die im Kriege so nöthig als bei Verwaltung der Staatseinkünfte und in der Politik sind. Lange Zeit fiel es ihm gewiß nicht ein, daß er bestimmt wäre, dereinst Staatsminister und Superintendant der Finanzen zu werden. Aber gewiß, es bedarf keines anhaltenden Studirens, die Grundsätze der Politik zu erlernen, und wer fähig ist, große Gegenstände mit einem Blicke zu übersehen, hat bald seine Lehrer übertroffen, wird bei der Ausübung vollends zum Meister. Die Verwaltung der Finanzen ist Rechnungssache; um darinnen etwas zu leisten, muß man einen ordentlichen Plan verfolgen, und dann weis man es bald aufs Haar, ob bei Befolgung dieses Plans Gewinn oder Verlust ist. Man staunt dann die Menge Zweige, die zum Befruchten sind, nicht weiter an; und hat man einmal den Centralpunkt, ein belebendes Principium gefunden, so mögen die Kommis ihre Arbeiten mit den Grundsätzen des Ministers zu vereinigen suchen, diese aber müßen fest und unwandelbar sein; er muß sie haben, ehe er Minister ward, denn wenn man einmal die Last des wichtigsten Amtes trägt, dann ists nicht mehr Zeit nach Lichte zu tappen.

Man hat Sully den Vorwurf der Härte gemacht: Wer weis aber, ob er es von Natur oder durch eine Art Nothwendigkeit war, die ihm der Karakter seines Herrn Hein-

Heinrichs IV. auflegte. Dieser Prinz, der Beste, der jemals gelebt hat,*) war schwach, oft verliebt, gewohnt Auswege und Hülfsmittel aufzusuchen, wie sie in bürgerlichen Kriegen möglich sind, und seine Anhänger dadurch zu belohnen, daß er ihnen die Plünderung der feindlichen Güter zugestand. Hätte ihm Sully machen lassen, so würde er mehr verthan haben, als dieser ersparen konnte, so aber mußte Sully mehr zum Abschlagen geneigt sein, da Heinrich IV. grosmüthig war, und seiner Grosmuth den Zügel anlegen. Wo es auf Ausspenden von Gnaden ankömmt, müßen König und Minister sich verstehen, damit einer von beiden wenigstens dem Anschein nach Schwierigkeiten mache. Der Regel nach sollte es der Herr sein, wenn er sich aber nicht damit befassen will, muß es wohl der Minister thun. Damit nun beide nicht in Verlegenheit sind, ists am besten, daß sie über gewisse Grundsätze

*) Wenn man Heinrich IV. mit den schlechtern Fürsten vergleicht, an denen Frankreich nie arm war, so verdient er unstreitig den größten Theil der Lobeserhebungen, welche ein Geschichtschreiber dem andern nachgebetet hat; allein in jedem Betracht ist es eine durchaus nicht zu entschuldigende Uebertreibung, ihn den besten Fürsten, der jemals gelebt habe, zu nennen. Wenn man bedenkt, daß Heinrich ein Sklave seiner Mätressen war, daß kein Weib, kein Mädchen in seinem Reiche sicher für dem Ungestüm seiner Begierden war, daß er, als seine wollüstigen Absichten getäuscht wurden, sogar im Begriffe stand, aus Zorn und Rachsucht einen Krieg anzufangen — dann schwindet ein großer Theil der Achtung, die man Heinrichs sonstigen Tugenden und Talenten nicht versagen kann.

A. d. U.

sätze einig werden, von welchen sie sich aber nie entfernen dürfen; denn wenn sie einmal davon abgehen, hört man nicht auf sie unabläßig um die ungerechtesten Gnadenerweisungen zu quälen, und wenn sie aus noch so guten Gründen etwas abschlagen, wird es ihnen doch gewaltig hoch angerechnet.

Sullys Karakter hatte einige Aehnlichkeit mit dem des Kato, aber man darf nur seine Denkwürdigkeiten lesen, um zu sehen, daß sein Katonismus sich auf die wahren Staatsvortheile gründete, und weder Laune noch Bosheit dabei war. Auch beweisen mehrere Artikel dieser Denkwürdigkeiten unwidersprechlich, daß er nicht ohne Gefühl war, und da wir Ursache zu glauben haben, daß alle diese Anekdoten wahr sind, weil ihnen kein gleichzeitiger Schriftsteller widerspricht, so dürfen wir auch dem Glauben beimessen, was er von sich selbst sagt, und wovon dies hier einige Züge sind: Er hielt es für besser, die Geringen und das Volk zu gewinnen und zu trösten, als den Großen Gefälligkeiten zu erweisen, denn er wußte, daß diese fast immer diese Gefälligkeiten misbrauchen, da im Gegentheil der Beifall von jenem die Stütze des Ruhms und der wahren Zufriedenheit eines guten Ministers ist.

So lange sein militärisches und politisches thätiges Leben dauerte, gab er sich wenig mit Büchern ab; in seiner Abgeschiedenheit aber fieng er an zu lesen, nicht sowohl, sagte er, um seinen Geist zu schmücken, als zur Vervollkommung seines Verstandes. Gelehrte beschützte und belohnte er,

aber

aber genauen Umgang hatte er nur wenig mit ihnen. Er hörte jeden Rath an, den man ihm gab, aber keinen hielt er für untrügliche Offenbarung, keinen nahm er ohne reifliche Ueberlegung an; und wie sollte auch der, der so oft und stark den Befehlen seines Herren widerstand, blindlings andern gefolgt sein? In seinen Angelegenheiten herrschte die größte Ordnung, und er sagte selbst, daß man von der Art wie ein Minister seine Angelegenheiten führt, auf sein Verhalten in den Geschäften seines Herrn schließen könne. Und wirklich, wenn auch der Mann, dem die ganze Last der Staatsverwaltung auf den Schultern ruhet, nicht Zeit hat, sich um jede Kleinigkeit in seinem Hauswesen zu bekümmern, so kann er sich doch eben sowohl einen Plan zu Verwaltung seines Vermögens und Hauswesens machen, als in Absicht der Gegenstände, welche seine Nation und seinen König betreffen, und jenes eben so seinem Haushofmeister übergeben, als er diese seinen ersten Subalternen zuertheilt. Nur kleine Geister beschäftigen sich mit geringfügigen Sorgen; große Genies umfassen richtige, große Grundsätze, und nur nach diesen richten sie sich.

Die Natur hatte ihn mit einem starken Körper und einer treflichen Gesundheit begabt; sein Gesicht war majestätisch, sanft und angenehm, und auf seiner Stirn war keine Spur, jener in seinem Betragen sichtbaren Strenge; ein Beweis, daß ihm diese nicht natürlich war, sondern daß er sie blos den Umständen zu verdanken hatte. Er war mäßig, schlief wenig, ertrug alle Arten von Beschwerden, und ertrug die Lasten seines Amtes ohne Mühe, da ihn die Strapazen des Kriegs an alle andre gewöhnt hatten.

Sullys

Sullys Ansehen war, wie ich schon oben erwähnt habe, nicht so groß, als es zu sein verdiente, aber es wird glänzender und dauerhafter sein, wenn alle Vorurtheile zerstreut sind, und man sein Ministerium nach den großen Wirkungen die es hervorgebracht hat, beurtheilen wird. Unter ihm wurde die Verwaltung der Finanzen eingerichtet, der Handel ausgebreitet, und die Bevölkerung vermehret.

Wir haben jetzt (1736) in Frankreich einen ersten Minister (den Kardinal von Fleury) der einen Theil von Sullys Tugenden besitzt, wenn auch die vorzüglichsten nur in einem niedrigern Grade da zu sein scheinen. Vielleicht aber kömmt diese Verschiedenheit blos von der Verschiedenheit ihres Standes und der Umstände, in welchen sie sich befunden haben. Der eine war Soldat, der andre ist ein Geistlicher. Sully hatte das Elend des bürgerlichen Krieges und der innern Unruhen in der Nähe gesehen und erfahren, er hatte überall Ordnung und Oekonomie wieder herzustellen gehabt; Fleury darf die schon weislich eingeführte Ordnung nur aufrecht erhalten. Sully hatte den Widerspruch seines Herren zu erdulden, und hielt sich verpflichtet, sich demselben zu widersetzen. Dem Kardinal widersetzt sich niemand, unbedeutende Dinge vielleicht ausgenommen; ich bin aber überzeugt, daß er weit stärkeren Widersprüchen widerstehen würde, und vielleicht ists ein Unglück für ihn, daß er keine größern erfahren hat.

Sully war Minister für die Nation, weil er sie liebte, weil er einsahe, daß sie Hülfe nöthig hatte, daß ihre Leiden

versüßt werden müßten, daß sie der glücklichen Regierung eines guten Königs bedürfe. Richelieu im Gegentheil war gefürchteter Minister eines Königs, dessen unbeschränktes Ansehen, daß ihm anvertraut war, er gründete und befestigte. Der Kardinal Fleury ist zugleich Minister des Königs und der Nation, und mit der Zeit wird man ihm, gleich Sully, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Man spricht ihm viel umfassende Geisteskräfte ab, allein wir leben in einem Zeitalter, wo wir Männer dieser Art entbehren können, und auf keine Weise kann man ihm wenigstens die Geisteseigenschaften, welche beliebt machen, Kenntniß der Welt und des Hoflebens, Anmuth, Artigkeit, ja sogar eine anständige Galanterie, welche den ersten Würden die er bekleidet, nicht zuwider ist, streitig machen. Seine Eigenschaften als Minister sind: Ein guter, richtiger Verstand, Gründlichkeit in seinen Entwürfen und Absichten, Offenherzigkeit und Redlichkeit gegen Fremde, und eine ziemlich gewandte aber nicht hinterlistige Politik. Er weis sich vor den Fallstricken zu hüten, welche ihm die Höflinge stellen, ohne treulose, machiavellistische Mittel anzuwenden, er hüret sich, zur unrechten Zeit Geld auszugeben, und vorzüglich die Nation wegen schimärischer Hofnungen in Kosten zu bringen: In seinen Privatausgaben herrscht Uneigennützigkeit und Mäßigung; er vermeidet alle Pracht, und hält es für schöner und edler, sich darüber wegzusetzen, so daß sein Betragen in dieser Absicht gleichsam die Aegide ist, welche er denen entgegensetzt, die ausserordentliche Gnaden zur Nahrung ihres Luxus bey ihm suchen. Mit einem Wort: Dieser Minister scheint uns gegeben zu sein, das Glück zu vermehren, dessen wir genießen, und das ist alles,

was

was wir wünschen können; denn gegenwärtig ist Frankreich auf den Punkt, sagen zu können: Wenn mir die Götter nur nichts nehmen: Dies ist alles, warum ich sie bitte.

Unter den Augen des Kardinals Fleury steht ein neuer Minister auf, dessen Verdienst und Talente noch nicht richtig gewürdigt werden können, weil er nicht auf dem ersten Platze steht, und weil, da er mit einem Höhern im Kabinet arbeitet, es schwer ist zu bestimmen, welchem von beiden man den Ausschlag der Geschäfte zuzuschreiben hat. Jetzt steht er noch auf der Stufe von denen, die man zu des Kardinal Richelieus Zeiten Unterminister nannte. Er hat das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und ob er gleich nie zu einer Gesandtschaft gebraucht worden, so kennt er die Welt doch durch Geographie und Geschichte, und die europäischen Höfe aus sichern Nachrichten. Und in der That, wer nicht ganz grob unwissend ist, wer Verstand und Unterscheidungskraft besitzt, um die Menschen beurtheilen und ihr verschiedenes Interesse bestimmen zu können, der kann des vielen Reisens entübrigt sein. Er ist eine obrigkeitliche Person und Siegelbewahrer, und da er die Verrichtungen des ersten Amtes auf eine vorzügliche Weise ausgeübt hat, so kennt er die Gesetze und Einrichtungen des Reichs so gut, daß er dem Kardinal sehr nutzbar ist, der nie im Stande gewesen ist, sich damit zu beschäftigen.*)

Bei

*) Dies ist das Wesentlichste dieser zwei Abschnitte, von denen ich manches weggelassen habe. Der Verf. hat zwanzig

Bei dem Schluße des Jahres 1736 waren alle die Lobsprüche, die ich dem Kardinal Fleury und Herren Chauvelin ertheilt, alle Hofnungen des Guten, die ich von ihnen gefaßt hatte, wahr und gerecht. Ich schrieb, wie ich noch heute thue, für mich allein, aufs höchste für meine Kinder nach meinem Tode nieder, was ich glaubte und dachte, ohne alles Vorurtheil, ohne alle Absicht jemand zu hintergehen. Der Kardinal hatte sich durch Schließung eines Friedens, der dem König Lothringen, eine reiche, in jedem Betrachte ergiebige Provinz, ohne daß es Frankreich beinahe das geringste gekostet, verschafte, den höchsten Grad des Ruhmes erworben. Der Soldat hatte sich hervorgethan; Frankreich hatte überall Glück gehabt, wenn gleich die Generale manchmal große Fehler gemacht hatten. Das Reich hatte keinen Mangel, weder an Volk noch an Gelde. Frankreich hatte Ruhe von innen, und Ruhm von aussen; aber die Höflinge spielten dem Siegelbewahrer oder vielmehr dem Kardinal ein Stückchen, von welchem er die sechs letzten Jahre seines Lebens die Nachwehen empfand. Man überredete ihm, als könne sein bestimmter Nachfolger den Augenblick nicht erwarten, der ihn auf seinen Platz setzte, und als sei er deshalb wohl im Stande ihm Verdruß zu machen, um ihn zu nöthigen, seine Stelle niederzulegen. Der Kardinal, der vielleicht wenig Tage vorher ehe er Minister ward, nicht das geringste Verlangen nach

Jahr nachher am Rande der Handschrift auf ein dabei liegendes Blatt Anmerkungen geschrieben, welche sich auf Vorfälle seit dem J. 1736 gründen, und manches seiner gefällten Urtheile verändern.

A. d. U.

nach dieser Stelle hatte, fürchtete jezt, zehn Jahr darauf, sie zu verlieren: So wahr ist es, daß man sich sehr leicht an die höchste Macht gewöhnt. Er suchte die Wahrheit dieser Sage zu erforschen, und es wär vielleicht nicht sicher gewesen, ihm einige Beweise davon zu verschaffen; er vergas aber, daß er älter als achtzig Jahr war, daß ihm ein Gehülfe von Tage zu Tage nothwendiger ward, daß er ohne diese Stütze ein Spiel der Intriguen sein werde, daß endlich in dem Laufe der gewöhnlichen Geschäfte niemand mehr da sei, der ihm Mittel und Wege anzeige, und ihm das sei, was er seinen rechten Arm nennen könne. Er wähnte sich an einem Verräther zu rächen, und stürzte einen Mann, der ihm nothwendig war. Der König hatte nie mit Chauvelin unter vier Augen gesprochen, und sein Vortrag gefiel ihm nicht einmal, aber die Höflinge, welche feiner waren als der Kardinal, sahen recht gut ein, daß so, wie er alles vom König erhalten könne, so würden sie nun selbst Dinge, welche dem Besten des Staats und den Grundsätzen des Ministers entgegen wären, dennoch leichtlich von ihm erlangen.

Kaiser Karl VI. hatte Frankreich diese Abtretung blos deshalb gemacht, um die Gewährleistung dieser Macht für seine pragmatische Sanktion, oder für die Akte, welche seiner ältesten Tochter die unzertheilte Erbschaft seiner Staaten versicherte, zu erhalten. Der Kardinal hatte sie versprochen, und der gute Ruf, in welchem er wegen seiner Redlichkeit stand, hatte den Kaiser so beruhigt, daß er 1740 voll der süßen Hofnung starb, seine Tochter und sein Eidam würden alle seine Staaten erben, und Frankreich sogar sie in dem Besitz der-

 selben

selben schützen, wenn sie jemand angreif n solte. Blos die Königin von Spanien war etwas unzufrieden, daß sie für ihren zweiten Sohn in Italien keine Besitzung haben sollte, und so ungerecht diese Foderuug auch war, so hätte ihr doch leicht Genüge geleistet werden können, ohne dem österreichischen Hause den Garaus zu machen. Allein der Mann, der alles mit weiser überlegter Staatskunst in Ordnung gebracht haben würde, war nach Bourges verwiesen; gewissenlose Ränkemacher verwirrten den Kopf eines Ministers von sechs und achtzig Jahren, und Oesterreichs Untergang war beschlossen. Man hatte ihm das alles so leicht vorgespiegelt, daß er sichs zum Vorwurf gemacht haben würde, wenn er eine so schöne Gelegenheit hätte vorbeigehen lassen, selbst das Andenken an Karls V. Entwürfe einer Universalmonarchie zu vernichten, und davon war der arme Kardinal so überzeugt, daß ihn nur der Aufwand, den diese Unternehmung Frankreich verursachen würde, beunruhigte. Er fürchtete, daß die Schatzkammer erschöpft, und das ganze System der Staatseinkünfte in Unordnung gerathen mögte; allein man suchte ihn zu überreden, daß Frankreich sich vielleicht nur öffentlich zu erklären habe, oder daß es aufs höchste doch nur wenig Volk und Geld kosten werde, und so ließ er sich hintergehen, gab weit mehr als er wollte, weit weniger als er sollte, und starb — verschrieen in ganz Europa, verrathen durch einen Theil seiner Bundsgenossen, gehaßt von den andern, und unweise genug, die auf seine Seite zu ziehen, die ihm die wichtigsten sein mußten, als z B. der König von Sardinien. Er lies Frankreich im größten Elend, in einen Seekrieg verwickelt, ohne irgend eine Maasregel ihn zu verhindern oder auszuführen

führen ergriffen zu haben. Solon sagte zum Krösus, man könne niemand glücklich schätzen, ehe er todt sei, und könnte man nicht eben so gut sagen, niemand sei sicher bis ans Ende seiner Tage ein guter Staatsmann, ein weiser, tugendhafter Mann zu bleiben.

Der Kardinal Alberoni, der noch in Italien lebt (er ist seit 1752 tod) ist eins von den Phenomenen, von welchen ich gleich reden will, und man kann ihn mit jenem großen Weiler (Wall) vergleichen, den man noch in Paris kennt, und der, wie man sagt, sein Glück mit einer einzigen Pomeranze gemacht hat, die er zum Geschenck erhielt. Er setzte nämlich in Spiel die Pomeranze gegen einen Thaler, wagte den gewonnenen Thaler gegen mehrere, und gewann unvermerkt eine ansehnliche Summe. Durch fortgesetztes glückliches Wagen hat er endlich ein Vermögen von mehrern Millionen zusammengebracht. Alberoni setzte, so zu sagen, noch weniger aufs Spiel, und hat wenigstens an Würden und Ansehn mehr gewonnen. Er war Soha eines Gärtners, und ward anfangs Glöckner an der Hauptkirche in Plazenz, seiner Vaterstadt. Sein Bischof gewann ihn lieb, und machte ihn, weil er Verstand und Thätigkeit in dem jungen Menschen entdeckte, zu seinem Sekretär, und gab ihm ein Kanonikat. Im Parmesanischen lernte Alberoni den Herzog von Vendome kennen, und wußte sich bei demselben auf eine Art einzuschmeicheln, zu der nur ein italienischer Priester fähig ist. Der Herzog gewöhnte sich so an ihn, daß er ihn mit nach Frankreich, und alsdenn nach Spanien nahm. Vendome hatte bei

der Prinzeßin von Ursini einen Agenten nöthig, auf den er sich verlassen könnte, und gab diese Stelle dem Alberoni. Dieser Italiener, eben so geschmeidig dem ersten Anschein nach, als kühn in Unternehmungen, überredete die Prinzeßin, welche damals Philipp den fünften, der Witwer war, völlig in ihrer Gewalt hatte, daß man den König mit der Prinzeßin von Parma zu verheirathen suchen müßte. Die Heirath geschah, und die Ungnade der Prinzeßin von Ursini war eine Folge davon. Alberoni nahm es auf sich, die neue Königin zu führen. Sie verschafte ihm den Kardinalshuth; er wurde ihr erster Minister, und folglich auch der Minister des Königs ihres Gemahls. Sogleich legte er Hand an Ausführung seiner großen Plane, sowohl in Absicht der innern als auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, verschafte dem König wieder Macht in Regierungssachen, schafte viele Mißbräuche ab, und fing an sehr wichtige und gute Anstalten zu treffen, die verdienten, daß man sie befolgt hätte. Die Bevölkerung und der Handel Spaniens beruheten darauf. Er verbesserte das Kriegswesen, und setzte es auf einen guten und regulären Fuß. Denn ob er gleich nur Sekretär eines Generals gewesen war, hatte er doch Armeen nahe genug gesehen, um zu wissen, was zur Widerherstellung der Ordnung und Kriegszucht erfodert wurde, und hiemit muß sich ein Minister beschäftigen, dessen Amt allein ist, die Truppen dem kommandirenden General in einem guten Zustande zu übergeben. Alberoni beschäftigte sich auch mit glücklichem Erfolg mit Verwaltung und Anordnung der Finanzen. Dies war zu Ausführung seiner großen Plane in Betref der auswärtigen Angelegenheiten durchaus nothwendig. Diese zielten nämlich

auf

auf nichts geringeres ab, als Spanien zum Schiedsrichter von ganz Europa zu machen, ihm Italien zu versichern, und den Kaiser, wie auch England und Holland (die man damals die Seemächte nannte) so zu beschäftigen, daß sie ihm nicht hinderlich fallen sollten. Deshalb schloß er Bündnisse im Norden, und machte selbst Verträge mit den Türken. Unglücklicherweise mußten die besondern Umstände, in welchen Frankreich sich befand, ihn zum Feinde des Herzogs von Orleans, damahligen Regenten machen. Mit Kühnheit und Geschicklichkeit trieb er Unterhandlungen, um Philippen die Krone Ludwigs XIV. zuführen, falls der junge König Ludwig XV. sterben sollte. So klug nun aber auch diese großen Entwürfe gemacht und geführt wurden, so durchkreuzten sich doch einige, und waren einander selbst im Wege, daß sie nicht alle glücklich ablaufen konnten. Frankreich und Spanien machten Friede, und Alberoni war das Opfer desselben. Er ertrug seine Ungnade und die damit verknüpften Verfolgungen als ein großer Mann. Er war wirklich einer. Er bewies, daß er ein Opfer der Umstände, und keines in seiner Aufführung begangenen Fehlers war. Er hatte seinem Herren dienen wollen, wie Richelieu dem seinigen gedient hatte, aber Zeit, Ort und Herr waren sehr verschieden.

Alberoni lebte zu Rom in Ruhe, ward Legat in Romagna, und machte noch von sich reden, indem er für den Papst als weltlichem Fürsten eine Eroberung zu machen, die kleine Republik St. Marino, ein auf einem hohen Berge liegender Flecken, demselben zu unterwerfen suchte. Diese Unternehmung hatte völlig das Ansehen einer Parodie der heroischen

Luft-

Lustspiele, die er zwanzig Jahre zuvor in Spanien gespielt hatte. Wenigstens kann man die Vergleichung auf ihn anwenden, die von einem unglücklichen Spieler hergenommen ist, der jetzt um Marken das Dutzend um sehr geringes spielt, da er ehmals den Point um einen Louisd'or zu spielen gewohnt war.

Da die Bücher, welche unter dem Titel: Politische Testamente, herauskommen, gewöhnlich nichts anders als historische Romane sind, so würde das politische Testament des Kardinal Alberoni gewiß eins der schönsten sein.*)

Der große Kondé hatte solche entschiedene Talente zum Kriege, daß er aus einer Art von natürlichem Triebe, ja ich möchte fast sagen, aus Instinkt jedesmal die besten Stellungen wählte, seine Truppen auf die beste Art in Schlachtordnung stellte, die verschiedenen Corps seiner Armee sich gehörig einander unterstützen, und sie mit Muth angreifen lies, an ihrer Spitze mit Muth focht, niemals, auch im schärfsten Gefecht nicht sein kaltes Blut verlohr, immer sah was geschah, und jeden Zufall zu seinem Vortheil zu brauchen wußte. Dieser Held war am Hofe und in Staatssachen ein sehr mittelmäßiger Politiker. Er verstand nicht den rechten Zeitpunkt einen Entschluß zu treffen. Sein erworbener Ruhm täuschte anfangs; als man aber seine Fähigkeit zu Staats-

*) Es ist auch hernachmals herausgekommen, und ist sehr gut.

A. d. H.

Staatshändeln und Kabinetsgeschäften genauer untersucht hatte, fand man sie seinem Rufe bei weiten nicht entsprechend. Er hatte für solche Dinge keinen Beobachtungsgeist, übersah die Folgen, begieng Unvorsichtigkeiten, hatte Schwachheiten, und machte sich sogar Ungerechtigkeiten schuldig. Der Krieg hatte ihn hartherzig gemacht, und erst spät fieng er an, seinen Verstand anzubauen. Wenn die Vortheile einer hohen Geburt ihn nicht fähig gemacht hätten, schon in der Blüthe seiner Jahre Armeen zu kommandiren, wenn das Jahrhundert, worin er lebte, nicht voll Unruhen und Kriegen, sondern so friedlich wie das unsrige gewesen wäre, so würden seine Kriegstalente völlig verlohren gegangen sein, und der Prinz von Kondé niemals den Namen des Großen erhalten haben.

Kondé, zuerst von Mazarin und hernach von den Spaniern, in deren Staaten er sich zu begeben genöthigt worden war, gehudelt, kam nach dem pyrenäischen Frieden nach Frankreich zurück. Er zeigte sich von neuem als ein großer Krieger, und man sah, daß seine kriegerischen Verdienste im mindesten nichts verlohren hatten. Er schlug bei Senef die nämlichen Feinde Frankreichs, an deren Spitze er gegen Türenne in der Schlacht bei Dünes gefochten hatte, welches immer mehr beweißt, daß er mit Talenten eines großen Generals, nicht aber mit solchen gebohren werden, die zu einem Staatsmann, zu einem Minister erfodert werden.

Türenne, von geringer Geburt und nicht so glänzend im Kriege, hatte vielleicht als Soldat, genau genommen, eben soviel Verdienste, als der Prinz von Kondé. Er zeigte sie, als man seine Talente erkannte, und ihm Gelegenheit gab, Gebrauch davon zu machen. Er hatte vielleicht noch andere Anlagen, deren Entwickelung seine ausserordentliche Bescheidenheit, und eine gewisse Zurückhaltung in seinem Betragen verhinderte. Man hielt ihn fähig, Anführer eines Heeres zu sein, weil er es niemals hatte sein wollen. Wenn aber auch die Verdienste des Prinzen von Kondé als Krieger den seinigen die Wage hielten, so war er an Eigenschaften des Herzens seinem Nebenbuhler weit überlegen. Er blieb bei Berathschlagungen eben so kaltblütig als in den Schlachten, und bewies sich im Kriege eben so sanftmüthig und liebenswürdig als in Gesellschaft. Er gieng nicht eher zur katholischen Religion über, als bis man nicht mehr argwohnen konnte, daß er es aus Ehrgeiz oder Eigennutz thäte. Er wurde von Soldaten und vom Volke beweint, ein Lobspruch, den seit den Zeiten der römischen Republik kein General verdient hat.

Der Herzog von Vendome war, wie der große Kondé, zu einem Krieger gebohren. Er hatte mitten in den Gefahren den nämlichen Muth, das nämliche kalte Blut, die nämliche Allgegenwart des Geistes, den geringsten Zufall zu nutzen: Allein diesen Eigenschaften hielten eben so große Fehler das Gleichgewicht. Ich habe ihn nicht persönlich gekannt, aber ich habe Gelegenheit gehabt mit so viel Offizieren zu reden, die unter ihm gedient, daß ich mich in meiner Behauptung nicht irren kann.

Nach-

Nachdem er als Freiwilliger unter dem großen Kondé, und als Oberster und General unter dem Marschall von Luxemburg gedient hatte, so vertraute man ihm im Anfang des spanischen Erbfolgekriegs das Kommando der Armeen. Er wurde 1702 nach Italien geschickt, und erhielt drei bis vier Feldzüge hindurch den Ruhm der königlichen Waffen, und gewann vier Schlachten, zwei vor, und zwei nach dem Abfall des Herzogs von Savoyen. Indessen bekam er mit dem Prinz Eugen zu thun, dem geschicktesten Soldaten seiner Zeit, der für alles aufs beste sorgte, die Kunst eine Armee zu unterhalten am besten verstand, und sie mit Weisheit, kaltem Blut und Beobachtungsgeist dahin führte, wo sie am meisten Nutzen stiften konnte? Vendome's Plane waren nicht so tief angelegt. Er machte nicht vorher so viele Ueberlegungen und Berathschlagungen, um sich dadurch zu seinen künftigen Unternehmungen zuzubereiten, und vernachläßigte selbst zu viele kleinscheinende Umstände; wenn aber der gefährliche und entscheidende Augenblick kam, dann schien er seine ganze Kraft zusammenzunehmen, traf eben so weise als entschlossene Maßregeln, und zeigte einen Heldenmuth und einen Verstand, dergleichen der Prinz Eugen in ähnlichen Umständen vielleicht nicht bewiesen haben würde. Die französischen Soldaten, die er eben keiner strengen Kriegszucht unterwarf, liebten ihn, und hatten ein solches Zutrauen zu ihm, daß sie alles würden gewagt haben, ihn aus einer Gefahr zu reißen, wenn er darin gesteckt hätte. Sie fürchteten nichts, wenn sie ihn an ihrer Spitze sahen, und waren überzeugt, daß unter seinen Befehlen ins Treffen gehen, nichts anders sei, als dem Ruhm entgegeneilen. Man glaubt gemeiniglich, daß eine hin-

hinterlistige, politische Absicht Ursache war, daß man ihn aus Piemont rief, und nach Flandern schickte, und ihm nicht Zeit lies die Fehler zu verbessern, welche der Marschall von Villeroy gemacht hatte. Von da schickte man ihn allein, ohne Armee, ohne irgend eine Hülfe nach Spanien; aber sein Name, sein Ruf, das alte Zutrauen der Franzosen, die einige Jahre zuvor unter ihm gedient hatten, diente ihm statt aller Hülfe. Er führte den fast ganz aus seinen Staaten verjagten Philip den fünften wieder nach Madrid zurück, verfolgte die Feinde, zwang sie aus Spanien zu flüchten, und sich nach Portugall zurückzuziehen. Dies war die Frucht der berühmten Schlacht bei Villa-Viciosa 1710. Ueberhäuft mit Ruhm, der ihn jederzeit mehr als er denselben zu suchen schien; überhäuft mit Ehrenbezeugungen, über welche er sich erhaben zu sein glaubte, und es auch wirklich war; und überhäuft mit Reichthümern, die er nicht achtete und ohne Absicht verschwendete, starb er zu Vinaros in Katalonien, an einer Unverdaulichkeit, einer Todesart, die eines der größten Krieger, eines der geschicktesten Feldherrn unsers Jahrhunderts eben nicht würdig scheint, die aber mit seinem Privatleben sehr gut übereinstimmte, denn man muß gestehen, daß dasselbe gegen sein Soldatenleben sehr abstach. Sein Karakter war sanft, wohlthätig; er kannte weder Haß, noch Neid, noch Rache; und wollte darin seinem Großvater Heinrich dem Vierten gern gleich sein; er war weder hochmüthig, noch eitel, noch aufgeblasen, überzeugt, daß man ihm weder etwas versagen könnte noch wollte. Er ist auch wirklich nie gezwungen worden das Gegentheil zu glauben. Nur die Prinzen vom Geblüte konnten ihm in Frankreich den Vorrang streitig machen: Er hatte

auch

auch niemals Zwistigkeiten mit ihnen: Ihr wechselseitiges Betragen war allezeit mit Anstand und Adel verknüpft.

So war der Herzog von Vendome, aus dem günstigsten Gesichtspunkt betrachtet. Jetzt wollen wir ihn vielleicht nach eben so getreuen Berichten, in einem etwas weniger vortheilhaften Lichte betrachten. Er war von gewöhnlichem Wuchs und lebhaftem Temperament; seine Gestalt und seine Miene waren edel, und in seinen Worten, in seinem Betragen war etwas Anmuthiges; er besaß viel natürlichen Verstand, hatte ihn aber wenig bearbeitet. Er hatte ganz und gar keine Kenntnisse, hatte selbst das Kriegshandwerk nicht studirt, nicht einmal gehörig darüber nachgedacht. Er war tapfer, beinah unerschrocken, ja zuweilen kühn im Wagen, wenn er seine Trägheit überwinden konnte; und es gelang ihm oft alles, weil sein Glücksstern es so mit sich brachte. Er war ein eben so großer Welt- und Hofmann, als Krieger, aber bloß aus Erfahrung, aus Umgang, ohne Grundsätze. Er war allgemein beliebt, ob er gleich bei niemanden Hof mache, als nur allein beim König, und den übrigen es fühlen ließ, daß er ein Enkel Heinrich des Vierten war, und niemanden als den legitimen Nachkommen dieses Monarchen nachstünde. Diese Art von Eitelkeit gefiel Ludwig dem XIV, der wie sein Großvater natürliche Kinder hatte, und sie gern den Prinzen vom Geblüte gleich machen wollte. Der Herzog von Vendomme war poli, aber mit Maße, und zurückhaltend gegen die, von denen er glaubte, daß sie ihm die Spitze biethen konnten. Aber gegen die geringsten Offizier, Soldaten und diejenigen von seinen Bedienten, die von seiner Güte keinen

Miß-

Mißbrauch machen konnten, war er äusserst herablassend, und affektirte sogar familiär zu sein. Hartnäckig und unbiegsam gegen allen Rath und die Meinungen derer, welche die Aufmerksamkeit eines andern auf sich gezogen hatten, lies er sich nur von solchen regieren, die ihm mit Lobeserhebungen, Bewunderung und Achtung schmeichelten. Sobald man bei den Armeen gewahr wurde, daß dies das Mittel war, sein Zutrauen zu erhalten, so fanden sich unter den Offizieren vom ungesehnsten Rang, selbst unter den Generalen Leute, die in Hofnung ihr Glück durch ihn zu machen niedrig genug dachten, ihn bei seiner schwachen Seite anzugreifen. Vorzüglich gegen das Ende seines Lebens trieb er die Liederlichkeit, Unsittlichkeit und Faulheit bis zu einem solchen Grad, daß man nicht begreifen kann, warum diese Fehler ihm nicht mehr geschadet haben. Er trug kein Bedenken, an dem bald galanten, bald frömmelnden Hofe Ludwig des Vierzehnten, den schmutzigsten und sündlichsten Lüsten sich zu überlassen, und Ludwig wagte nicht ihm Ausschweifungen vorzuwerfen, die jedem andern auf immer seine Ungnade zugezogen haben würden. Man prahlte an dem kleinen Hofe zu Anat mit Lüsten, wofür man in Versailles erröthete. Die, welche in seinen italiänischen Feldzügn unter ihm gedient hatten, haben mich versichert, daß er aus bloßer Faulheit wohl zwanzigmal die besten Gelegenheiten versäumt, den Feind zu schlagen, und sich durch Nachläßigkeit eben so vielmal in Gefahr gesetzt, seine Armee aufzuopfern. Glücklicherweise waren die, welche auf den Flügeln und den Nachzug der Armee kommandirten, aufmerksamer und thätiger. Er lies allezeit den Abend vorher ankündigen, daß er den andern Tag frühzeitig aufbrechen wollte,

blieb

blieb aber immer so lang im Bette, daß er selbst in der heissesten Jahrszeit und in den heißesten Ländern nicht eher als gegen Mittag aufbrach.

Den größten Vortheil, den er dem Prinz Eugen abgewann, erhielt er dadurch, daß er die Kalkulationen desselben verrückte, weil er selbst nie welche machte. Da er niemals auf einen gewissen Tag oder bestimmte Zeit marschirte, so konnte kein Spion wissen, wohin sein Aufbruch zielte. Da er seine Generale niemals zu Rathe zog, so wußte man nicht, was er vorhatte. Er fieng den Feldzug ohne gemachten Plan an, und bekümmerte sich nicht um die Vorschriften des Hofs, und deshalb konnte man auch sagen, daß seine Absichten undurchdringlich waren. Seine Kühnheit und sein alldurchschauender Blick ersetzten ihm bei großen Unternehmungen alles. Nur ein einzigmal in dem Feldzuge in Flandern 1708, wo der Herzog von Bourgogne, vermuthlicher Kronerbe, unter seinem Befehle stand, geschah es, daß sein Eigensinn ihm den Verlust einer Schlacht zuzog, und ihn um die Früchte eines Feldzugs brachte, der sonst recht schön ausgefallen wäre. Die französische Armee stand einen Kanonenschuß weit von Oudenarde, und hätte diesen nicht zum besten befestigten Ort leicht wegnehmen, und dem Feind dadurch alle Lebensmittel abschneiden können; um dies zu bewerkstelligen, mußte man aber dem Feind zuvorkommen, und ihm nicht gewahr werden lassen, daß man ihm einen so grossen Schaden verursachen könnte. Es wurde dem Herzog von Vendome verschiedenemal vorgestellt; weil aber dieser Rath nicht von Leuten kam, die durch ihre Niederträchtig-

tigkeit sein Zutrauen erworben hatten, so folgte er demselben nicht, ohne doch im mindesten Gründe dagegen vorzubringen. Marlboroug, der die feindliche Armee kommandirte, sah bald, daß Vendome nur diese Bewegung zu machen brauchte, und daß man ihn also daran hindern müßte. Er konnte sich aber Oudenarde ohne einen beträchtlichen Umweg nicht nähern, und man konnte ihm zuvorkommen. Der Herzog von Bourgogne gieng selbst zu Vendome, und drang in ihn, war aber nicht im Stande, über seine Faulheit etwas zu vermögen, noch ihn aus seiner Wohnung zu bringen. Endlich lies der Generallieutnant von Biron, der ein Korps der Reserve kommandirte, ihm die Nachricht sagen, daß der Feind heranrücke, and gieng selbst zu Vendome, um es zu bestätigen; aber Vendome blieb beständig dabei, er könnte es nicht glauben. Biron kehrte zu seinem Korps zurück, und setzte sich in bestmöglichsten Vertheidigungsstand. Der Herzog ertheilte ihm sogar, wenn es wahr wäre, daß der Feind schon so nahe sei, den Befehl anzugreifen. Dieser Befehl war sehr unüberlegt, aber Biron mußte ihm nachkommen. Das Scharmützeln gieng zwischen den vorausgeschickten Posten und dem Feinde an, der ihn rekognosciren wollte. Marlboroug lies die Attakirenden unterstützen, und Biron verstärkte seine Posten. Nun mußte Vendome endlich marschiren, und so fieng sich das Treffen bei Oudenarde an. Ungeachtet der Tapferkeit der französischen Truppen, und selbst der persönlichen Bravur des Herzogs von Bourgogne, war der Erfolg unglücklich, weil das Erdreich uns nicht günstig war, indem man die Lage desselben nicht hatte wählen, noch zu den nöthigen Manövers vorher sich vorbereiten können. Man war genöthigt,

einige

einige Truppen aufzuopfern, um den Rückzug nach Gent zu decken. Der Herzog von Bourgogne marschirte durch, und zog sich mit dem Vordertheil der Armee hinter den Kanal von Brügge. Vendome hingegen blieb in Gent, um von den Strapazen eines Tages auszuruhen, an welchem er mehr Beweise seines Muthes als seiner Einsicht gezeigt hatte. Der Herzog von Bourgogne schrieb aus seinem Generalquartire an den König, was sich zugetragen hätte, schonte aber den Herzog von Vendome, der, wie er wußte, vom König geliebt wurde. Vendome schrieb auch, versicherte, daß er das Treffen gewonnen hätte, und daß es nicht seine Schuld wäre, wenn der Erfolg nicht vollkommen sei. Ludwig XIV. fand einen Gefallen daran, es zu glauben, obgleich ganz Europa und Frankreich des Gegentheils überzeugt war. Vendome verlohr nichts von der Gnade des Königs, wie er es verdient gehabt hätte; der König schloß vielmehr, der Herzog von Bourgogne sei kein großer Soldat, und seine Gegenwart bei der Armee unnütz. Wenn er dies aus dem schloß, was sich vor und an dem Tage des Treffens bei Oudenarde zutrug, so irrte dieser große Monarch sehr. Die Belagerung von Lille, welche die Feinde das folgende Jahr unternahmen, war eine Folge dieser verlohrnen Schlacht. Indessen schickte man den Herzog von Vendome im folgenden Jahr nach Spanien, und hier war es, wo seine Gegenwart soviel galt, als eine ganze Armee. Er führte Philippen in seine Hauptstadt ein, schlug den Feind bei Villa-Viciosa, und bereitete dem jungen König das schönste Bette, das vielleicht jemals für einen Monarchen gemacht worden ist, indem es aus den Fahnen seiner Feinde bestand. Dies bewirkte alles sein Name, der den Enthusiasmus der Spa-

nier und der Franzosen in Spanien in Flammen setzte. Sein mit Recht oder mit Unrecht erworbener Ruhm schreckte den Stahremberg nnd Stanhope, und seine wagende Kühnheit, sein entschlossener Muth vollendete das Uebrige. So glänzend übrigens sein Ende in der Geschichte ist, so traurig und unglücklich ist das Ende seines Lebens. Als er im Jahr 1711 über die Feinde Philipp V. gesiegt, und alle die Ehre genossen hatte, welche dieser König ihm nur geben konnte, nachdem er nämlich den Titel: Durchlaucht, den Rang vor allen spanischen Grandes, kurz, alle die Vorzüge erhalten, welche ehmals der berühmte Don Juan von Oesterreich gehabt, so bekam er auf einmal für alle diese spanischen Würden einen Ekel, verließ den Hof zu Madrid, übergab das Kommando der Armee seinen Generallieutnants, und gieng nach dem Flecken Vinaros in Katalonien. Hier ergab er sich, umgeben von einem Kreise Schmeichler und üppiger Schwelger allen denjenigen Lüsten und Vergnügungen, die ihm sehr theuer und werth waren. Er pfropfte sich voll mit Fischen, welche er sehr gern aß, sie mochten gut oder schlecht, schön oder mittelmäßig zurechtgemacht sein; trank dicken in den Kopf steigenden Wein, und zog sich eine starke Unverdaulichkeit oder vielmehr eine Krankheit zu, die eine Folge von wiederholten Unverdaulichkeiten war, und von der ihn allein Enthaltsamkeit und Bewegung hätte befreien können. Man behandelte ihn auf eine Art, die seinem Zustande ganz zuwider war, und er war bald ohne Rettung. Nun verließen ihn die Schmarotzer, plünderten seine Möbeln und sämtlichen Sachen; und man behauptet, daß er einige Augenblicke vor seinem letzten Athem seine Bedienten, welche er seine Decken und

Ma-

Matratzen, um sich darin zu theilen, wegtragen sah, gebethen habe, ihm doch wenigstens auf seinen Betten noch sterben zu lassen. Er war nicht älter als acht und funfzig Jahr, da er starb. Die Prinzeßin von Ursin, die damals beim König von Spanien alles galt, befahl, daß man seinen Leichnam in dem Grabmal der Könige in Eskurial beisetzen sollte. In Frankreich und in Spanien wurden ihm die prächtigsten Leichenreden gehalten. Durch diese ist die Welt hintergangen worden, und noch kein Geschichtschreiber hat sie hierin aus dem Irrthum gezogen.

Ich habe von Augenzeugen, von der in der That cynischen Schmuzigkeit des Herzogs von Vendome so sonderbare Anekdoten gehört, daß ich sie aufzeichnen würde, wenn sie nicht eben so eckelhaft und widrig wären, als sie lustig und lächerlich sind. Der Kardinal Alberoni machte sein Glück bloß dadurch, daß er solchen Saloperien Beifall gab. So wahr ist es, daß man durch alle mögliche Arten von Mitteln es zu was bringen kann, und daß die italiänischen Priester und Mönche zu allen fähig sind.

Der Herzog von Vendome hatte einen jüngern Bruder, der alle die guten Eigenschaften und die Fehler seines Bruders aber nur in geringerm Maaße besaß. Daher hat er auch weit weniger Ruhm erlangt, und sein Name wird weniger von den Nachkommen verehrt werden. Aber in der großen Welt, in der Gesellschaft war der Großprior von Vendome sehr geschäzt. Man betrachtete ihn sogar auf die letzt als einen liebenswürdigen Wollüstling, und er starb in ei-

nem Alter von zwei und siebenzig Jahren, umgeben von geistvollen Männern, die sich bei ihm und mit ihm ergözten und ihn sehr bedauerten.

Ich habe verschiedene Freunde, die ehmals zu seinem Klub gehörten, und ich kenne noch einige daraus, die für sehr gute Gesellschafter gehalten werden. Hätte der Herzog von Vendome hingegen länger gelebt, so würde, da seine Talente oder vielmehr sein Kriegsglück im Frieden dem Staat unnütz waren, seine Lebensart und Widerwillen erregende Trunkenheit, ihn bei jedem ehrliebenden Mann verachtet gemacht haben, und, so ein vornehmer Herr, so ein großer General er auch war, niemand mit ihm leben wollen.

Der Großprior diente anfangs gegen die Türken in Kandia, und zwar zugleich mit seinem Oheim dem Herzog von Beaufort, der zur Zeit der Fronde so bekannt war, und der auch, wie man weis, in diesem Feldzuge sein stürmisches Leben endigte. Dieser Zug war für einen Maltheserritter eine gute Lehrzeit. Er war erst siebenzehn Jahr alt, als er nach Frankreich zurückkehrte, darauf Ludwig dem Vierzehnten bey der Eroberung von Holland folgte, und sich beim Uebergang über den Rhein und in den folgenden Feldzügen der beiden Kriege, die sich mit dem Nimweger und Riswicker Frieden endigten, sehr auszeichnete. In der Schlacht bei Marseille wurde er bleßirt, und 1693 zum Generallieutenant gemacht. Er diente mit, und bisweilen unter seinem Bruder bis 1705, bewies eben soviel Bravour als sein älterer Bruder, und zeigte auch eben so viele Kriegstalente, hatte vielleicht

leicht noch mehr, denn er war nicht so eigensinnig und nicht so faul. Aber er kommandirte nicht als Chef, daher denn die glücklichen Erfolge zu seinem Ruhme nichts beitrugen. Allein wer kann bestimmen, wie viel Antheil er daran hatte, und ob sein Rath befolgt worden wäre, ob dann der Herzog von Vendome nicht noch glücklicher gewesen wäre? Der Hang des Priors zu Vergnügungen und Wollüsten war eben so groß, wie bei seinem Bruder, nur war sein Geschmack in gewissen Punkten edler. Seine Vergnügungen waren Schuld, daß er seine Pflicht vernachläßigte, und bei der Schlacht bei Cassano 1705 nicht gegenwärtig war. Er fiel in Ungnade, begab sich nach Rom, und reisete einige Jahre in Italien herum. Der König wollte ihn seiner Einkünfte berauben, nahm ihn aber wieder zu Gnaden an, und gab ihm ein Gnadengehalt. Unglücklicher Weise wurde er von den Kaiserlichen zum Kriegsgefangenen gemacht, als er durchs Graubünder Land reisen wollte, und konnte daher nicht eher als 1712 nach Frankreich zurückkehren, in dem nämlichen Jahre, in welchem sein Bruder in Spanien starb. Wer weis, ob der vor sieben Jahren begangene Fehler ihn nicht vieler Verdrüßlichkeiten überhob? wenigstens war er nicht Zeugevon dem Feldzuge im Jahr 1708, wo sein Bruder sich so schlecht betrug, war auch nicht Zeuge von dem unglücklichen Ende desselben zu Vinaros. Er überlebte ihn funfzehn Jahr, und war der letzte von dem Hause Vendome. Sein Bruder hatte eine Prinzeßin von Kondé geheirathet, lies sich aber durch die Ehre dieser Verbindung nicht blenden, und sorgte im mindesten nicht dafür, dem großen Kondé Enkel zu geben, oder die illegitime Nachkommen Heinrichs des Vierten

fortzupflanzen. Der Großprior dachte als ein wahrer Epikureer auf nichts, als seine vermehrten Einkünfte recht zu genießen. Im Jahr 1715 machte er aber doch noch einmal in seinen Vergnügungen einen Halt, um Malta zu Hülfe zu eilen, welches von den Türken mit einer Belagerung bedrohet wurde. Er wurde zum ersten Anführer der Truppen des Ordens erwählt, dies war das erstemal, daß er den schönen Titel eines ersten Befehlshabers trug. Malta wurde nicht belagert, und der Großprior kehrte nach seinen alten angenehmen Aufenthalt zurück, wo er 1727 starb. Er hatte wie sein Bruder viel natürlichen Verstand, ohne gelehrte Kenntniß, und that manchmal mit dem Abt von Chaulieu und Marki de la Fare Ausfälle in Versen. Ich habe diesen, der 1712 starb, nicht gekannt, mit dem Abt von Chaulieu aber, der 1720 in einem Alter von 87 Jahren starb, habe ich oft gesprochen. Ich sah ihn am Hofe der Herzogin von Maine, wo er in eine Mademoiselle von Launoy, Kammerfrau der Herzogin, verliebt war, die jezt unter dem Namen, Baroneßin von Staal, Gesellschaftsdame der Prinzeßin ist. (Sie starb 1750). Der Abt von Chaulieu, obgleich blind, war ganz in sie vernarrt, und die Frau von Staal konnte auch wirklich eine solche Leidenschaft einflößen; sie war weder reizend noch niedlich, dagegen hat wohl aber nie eine Person mehr Verstand als sie gehabt. Voltaire, den wir ehmals Arouet nannten, gehörte auch mit zum Klub des Großpriors von Vendome, und damals habe ich ihn oft mit einem freimüthigen Tone, der ihm bei Gesellschaft großer Herren eigen war, diesen Prinzen den Durchlauchtigen Liedermacher nennen hören.

Der

Der Großprior war lange Zeit in die Mademoiselle Rochois, eine berühmte Opernspielerin, verliebt, und diese Liebe macht ihm in Vergleich mit der Art von Wollust, welcher sein Bruder ergeben war, Ehre. In Vergleich mit seinem Bruder schien er auch reinlich und sauber zu sein, doch gegen Ende seines Lebens war er in seiner Kleidung sehr nachläßig. Er schnupfte sehr stark vortreflichen spanischen Toback; seine einzige Dose war eine mit Leder gefütterte Tasche, die zu nichts andern bestimmt war. Er fuhr mit allen Fingern hinein, und beschmuzte sich die ganze Nase mit Tobak. Ein guter Theil fiel aufs Kleid, das entsetzlich davon beschmuzt war; und man behauptet, daß seine Kammerdiener einen ansehnlichen Gewinnst davon machten, daß sie den Tobak von den Kleidern abmachten, denselben in bleierne Büchsen thaten, und ihn als frischen angekommenen spanischen Tobak verkauften.

Wir haben jezt in Frankreich mit großen Schritten einen Mann das glänzendste Glück machen sehen, der bei seinem Eintritt in die Welt alles wider sich hatte, dessen Gestirn aber alle Schwierigkeiten überwunden hatte. Man kann auf ihn die hochtrabende Devise anwenden, die sein Großvater Fouquet, ein herumspringendes, kletterndes Eichhörnchen auf diesem Erdenrund, sich genommen hatte: Quo non ascendet? Wohin wird er nicht noch steigen? Aber der Sürintendant fiel bald beim ersten Hinanklimmen wieder hinunter. Unser Mann scheint des Erfolgs seines Flugs gewisser zu sein. Niemand kann etwas mit mehr Thätigkeit

und

und Wirksamkeit unternehmen, als er. Man wird den Werth seiner Unternehmungen oder vielmehr die Macht seines Gestirns besser fühlen, wenn man seine Abkunft wissen wird. Sein Vater war zweiter Sohn des Sürintendanten, und kam erst in die Welt, nachdem der Sürintendant in Ungnade gefallen war. Der Haß, den Kolbert Ludwig dem Vierzehnten gegen den Namen Fouquet eingeflößt hatte, verhinderte den Marki von Bellisle, sich emporzuschwingen. Indessen hatte er doch Gelegenheit, ein Frauenzimmer von hoher Geburt zu heirathen, die zwar kein Vermögen, aber aus dem Hause Levis, eine Schwester des Herzogs dieses Namens war. Ihre Familie überwarf sich dieser Heirath wegen mit ihr, und wollte lange Zeit nichts von ihr wissen. Die neuen Verheiratheten gingen zum Bischof von Agde, jüngern Bruder, des in Ungnade gefallenen Sürintendanten. Dieser Prälat unterstützte sie aus allen Kräften.

Während dem ruhigen und stillen Aufenthalte bei ihrem Verwandten, wurde der jetzige Graf von Bellisle, sein Bruder, der gewöhnlich Chevalier heißt, und einige Schwestern gebohren. Beim Tode des Bischofs von Agde, mußte Herr und Madame von Bellisle nach Paris, zu ihrer Mutter, der guten Madame Fouquet, Wittwe des Sürintendanten, zurückkehren, welche noch lebte, viel Liebeswerke ausübte, und deshalb wie eine Heilige angesehen wurde. Sie starb, und hinterließ anfangs den Herrn und Madame von Bellisle in keinen sonderlich blühenden Umständen. Die Insel Bellisle, von der er den Namen trug, hatte den schlechtesten Boden von der Welt, brachte wenig ein, und

wurde

wurde so zu sagen, vom König, der eine Besatzung daselbst hattte, sequestrirt. Indessen hatte der jetzige Herr von Belleisle einen großen Nutzen von seiner Besitzung, oder genauer zu reden, von seinen Ansprüchen auf diese Insel zu ziehen gewußt. Bei seinem Eintritt in die Welt wurde er für den Krieg bestimmt, er konnte diese Laufbahn gewiß nicht mit dem nämlichen Vortheile beginnen, welche Personen von hohem Adel voraus haben: Allein er fand in dem Namen seiner Mutter, und in dem Ansehn seiner mütterlichen Verwandten eine große Hülfe. Er erhielt ein Dragonerregiment, diente in Flandern, und war mit in dem belagerteen Lille, das der Marschall von Boufflers vertheidigte. Er suchte diesem General zu gefallen, und es gelang ihm. Er wurde bald sein rechter Arm, und da er bleßirt wurde, so verschafte der Marschall ihm die Stelle eines Brigadiers, und zog ihn andern, die um diese Stelle anhielten, vor, unter denen auch der Marki von Maillebois, Sohn des Herrn Desmarets, General-Finanzcontrolleur, und Enkel des Kolbert war. Dies war der erste Sieg, den die Fouquetsche Familie über die Kolbertsche seit der Ungnade des Sürintendanten davon trug. Der Marschall von Boufflers fuhr fort ihn zu beschützen und er erhielt noch vor dem Tode Ludwig des Vierzehnten, die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters der Dragoner, wonach die Angesehensten am Hofe getrachtet hatten. Der König starb. Herr von Bellisle betrug sich während der Regentschaft mit einer unbegreiflichen Geschicklichkeit, und lies den Gegenstand seines Ehrgeizes und Glücks nicht einen Augenblick aus den Augen. Er schonte während den Unruhen und den Factionen jedweden, und war bald diesem

bald

bald jenem nützlich. Ich habe ihn meinem Vater Hof machen sehen. Er ließ sich durch das System des Law nicht betrügen, scheiterte aber auch nicht wie viele andere, die anfangs große Reichthümer dabey zu gewinnen schienen, aber mit ihrem Untergange endigten. Nach dem plötzlichen Fall dieses Abentheurers und seines Systems, samlete Herr von Bellisle die Früchte seiner Klugheit.

Während dem kleinen spanischen Kriege 1719 zeigte er öffentlich einen großen Eifer für den Regenten, gegen einen König, einen Enkel Ludwig des Vierzehnten, und dieser Eifer erwarb ihm die Stelle eines Feldmarschalls und Gouverneurs von Hunnigue. Er bewog den Regenten, dem Kardinal dû Bois den Titel eines Premierministers zu geben, aber der Tod entriß ihm bald diesen Mann, der überdem auch unfähig war, erkenntlich gegen ihn zu sein. La Blanc war Kriegsminister, hatte keine Talente dazu, und auch niemanden, der ihm mit Rath beistand. Bellisle wußte bald ihn zu gewinnen, und regierte ihn wie das ganze Departement. Der Tod des Herzogs von Orleans war für ihn ein großer Verlust. Der Herzog von Bourbon bemächtigte sich der Regierung, ohne daß Bellisle es hindern konnte. Le Blanc wurde arretirt, man wollte ihm den Prozeß machen: Bellisle selbst wurde in die Bastille gesetzt. Im folgenden Jahre wurde er verwiesen, und während des Ministeriums des Herzogs von Leuten verfolgt, die jezt seine besten Freunde sind. Aber endlich wurde der Herzog verdrängt, und um die Feinde des Bellisle gefangen gesetzt und verwiesen. Der Kardinal von Fleury kam an die Stelle

des-

desselben: Er war ein vertrauter Freund der Herzogin von Levis, Tante des Belleisle gewesen, und Belleisle wußte diese alte Freundschaft zu nutzen, und das Zutrauen des neuen Ministers zu gewinnen. Le Blanc erhielt seine vorige Stelle, und Belleisle regierte wie vor das Kriegsdepartement, bis auf den Tod des Staatssekretair's. Er merkte, daß er auf den Nachfolger desselben nicht so viel Einfluß haben würde, das Beßte also, was er thun konnte, war, wieder Kriegsdienste zu nehmen. Er wurde Generallieutnant und Kommendant von Metz und den Bisthümern, und machte einen großen Lerm von den vortheilhaften Einrichtungen, die er in seinem ihm anvertrauten Posten vornähme. Im Anfange des Kriegs nahm er Trier weg, eine offene Stadt, und posaunte aus, wie vortheilhaft diese Eroberung wäre. Die Einnahme von Philipsburg fiel auf seine Rechnung nicht, ob er gleich bey dieser Belagerung gute Dienste gethan hat. Er wurde 1735 zum königlichen Ordensritter ernannt, und von diesem Augenblick beschloß der Kardinal den Frieden. Dieser Greis bildete sich vielleicht ein, daß er ihm die Eroberung von Lothringen schuldig sei, weil Belleisle jederzeit die Wichtigkeit dieser Eroberung, die von andern in Vorschlag gebracht wurde, erhob, und sie betrieb. Der Himmel gebe, daß ihm in Zukunft kein übleres Loos zu Theil werde, da ihm bisher ein sehr gutes zugefallen ist. Es hat aber allen Anschein, als ob sein Glück nicht von beständiger Dauer sein würde. Ob er gleich im Grunde eigentlich nichts als Intriguen gemacht hat, so hält man ihn doch für einen großen General und großen Minister. Die Zukunft wird es lehren.

Er ist groß und mager. Sein Temperament scheint etwas zärtlich zu seyn, sein Magen schwach, und seine Brust hat seit der in der Belagerung von Lille empfangenen Wunde gelitten. Seine Gesundheit erfodert Aufmerksamkeit und große Schonung, und er schont sich auch in der That sehr, sobald die Umstände es erlauben. Wenn er aber von der Ruhmsucht begeistert wird, einen ehrgeizigen oder fein angelegten Plan auszuführen, dann giebt ihm die Thätigkeit seines Geistes eine Stärke, welche die Schwäche seines Körpers ihm versagt; er arbeitet unaufhörlich, schläft nicht, macht die unermüdendsten Sekretärs müde, und diktirt verschiedenen auf einmal. Kurz, er ist ganz Feuer, verschlingt alles, und widersteht allem. Er spinnt auf einmal mehrere Händel an, verliehrt keinen Faden aus dem Gesichtspunkt, und sorgt, daß sich keine einander durchkreuzen und sich verzerren. In einem Jahrhundert, wo vollkommene Rechtschaffenheit, wirkliches Verdienst, und weise und gründliche Absichten nicht die besten Empfehlungen sind, in einem solchen muß ein Mann, der die Kunst versteht, sich zu biegen, zu schmiegen, und zugleich zu prahlen, durchaus sein Glück machen. Einen Beweis indessen, daß seine Ideen weder sehr hervorstechend noch wirklich groß sind, giebt sein Stil, welcher matt und selbst gemein ist, er schreibt weder rein, noch stark, und ist auch nicht beredt, wenn er spricht; er scheint aber immer seines Erfolgs gewiß zu sein, antwortet, ohne sich zu besinnen, und überredet um desto eher, weil man glaubt, daß er ganz kunstlos spricht. Er weis dem, was er gethan hat, einen höyern Werth beizulegen, als was er noch thun will. Folgt man seinem Rath, und befindet sich wohl

dabei,

dabei, so glaubt man ihm Verbindlichkeit schuldig zu sein; geht es schlecht, so legt man sich selbst die Schuld bei. Wenn Herr von Belleisle etwas Großes zu verwalten bekommen sollte, so ist zu befürchten, daß seine übertriebene Neigung für das Kleine und für alle Arten von Projekten, ihn zu vielen antreibt, das er im Großen nicht ausführen, und auch nicht die Zeit haben wird, es zu verbessern. Er wird die Abentheurer lieben, weil er selbst ein kleiner ist, und wird die, welche ihm wirklich nützlich sein können, von den andern nicht zu unterscheiden wissen. Herr von Belleisle heirathete 1729 eine Demoisell aus dem Hause von Bethune, die schön, artig und genau so ist, wie sie sich für einen Mann als er, schickt, nämlich, bald mit sehr viel Kunst, Geschicklichkeit und Anstand kokett, bald frömmelnd, bald schmeichelnd ohne niedrig zu sein. Er kennt ihre Tugenden und ihre Schwachheiten, liebt sie ausserordentlich, und hat, da seine einzige Leidenschaft der Ehrgeiz ist, wirklich keine andere Geliebte als seine Frau, die seine Plane unterstützen hilft.

Der Chevalier von Belleisle, Bruder des Grafen, macht, sagen die, welche mit beiden Umgang haben, weit größere, ausgedehntere und weit gründlichere Plane, als sein Bruder, ist aber nicht so biegsam, so nachgebend, und versteht nicht so zu verführen und zu überreden. Er hat vielleicht weit mehr Kenntnisse in der Kriegskunst, Politik und Staatsverwaltung, weis aber dem, was er thut und denkt, nicht auf so glänzende Art eine Wichtigkeit zu geben. Im Ehrgeiz sind sie beide einander gleich, der Chevalier hat aber die Güte, bei glücklichem Erfolg nur den Theil eines jüngern zu neh-

men; aber man behauptet, daß er verborgen hinter seinem ältern, ihm immer von großen Nutzen ist, und daß der ältere beim etwaigen Tode desselben, einen großen Gehülfen verlieren würde. Der Chevalier arbeitet an den Memoiren des Grafen, berichtigt seine Plane, ordnet alle häusliche Geschäfte; alles ist bei ihnen ungetheilt. Der Chevalier genießt einer bessern Gesundheit, ist den Vergnügungen mehr ergeben als der ältere, vergißt aber dabei niemals ein ihrem gemeinschaftlichen Ehrgeize und ihren Intriguen gemäßes Betragen.

Das Beßte, was beide Brüder gemacht haben, ist die Vertauschung der armseligen Insel Belleisle, gegen die Grafschaften Gisors, Vernon, und die Holzungen von Lion und Andelis. Herr von Belleisle hat einen ältern Sohn, der 1732 gebohren ist; wenn er leben bleibt, so wird er ein eben so großer Herr werden, als sein Grosvater und Vater geworden wären, wenn Fouquet die Stelle und die Macht des Mazarini gehabt hätte.

Ende des ersten Theils.

Neben-

Nebenstunden
eines
Staatsmanns;

oder
Versuche
im Geschmack des Montagne.

Zweiter Theil.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816076995/phys_0135
DFG

War ich nicht versichert, daß ich für mich allein schriebe, so würde ich zittern, das herauszusagen, was ich von den Ministern der gegenwärtigen Regierung denke. Einige leben noch, und die andern stehen mit den angesehensten Familien in Verbindung. Schreibe ich aber von jetzt an nicht nieder, was ich selbst gesehen und erfahren habe, so wird die Nachwelt vielleicht keine Nachricht von mancher wichtigen und unterrichtenden Wahrheit erhalten. Und so will ich frei wie ein Mann sprechen, der nichts fürchtet und nichts hoft, weder für noch gegen jemand eingenommen ist, und mit einer vielleicht sehr entfernten Nachwelt redet.

Der Herzog Regent hatte nicht sobald die Regierung des Reichs übernommen, als er den Staat auf eine von Ludwigs XIV. Grundsätzen ganz verschiedne Weise zu verwalten, unternahm. War es Neuerungssucht, die gewöhnlich bei Regierungsveränderungen unvermeidlich ist, oder wollte er die Vorwürfe eines willkührlichen Despotismus, welche Ludwig XIV. und seinen Ministern gemacht worden waren, vermeiden; genug, er setzte über jeden Theil der Staatsverwaltung ein eignes Kollegium, gab denen, welche in Absicht der Finanzen, des Handels und der auswärtigen Angelegenheiten schon unter der vorigen Regierung bestanden hatten, volle Wirksamkeit, und ordnete neue Departements des Kriegs- und Seewesens. Alle diese einzelne Zweige der Regierung umfassende Departements bestanden ohne Nach-

theil

theil des höchsten Staatsraths, von welchem sie gewissermassen abhängig waren, und der Angelegenheiten, an deren Spitze von jeher der Kanzler gestanden hat. Bei Ludwigs XIV. Tode bekleidete Herr Voisin diesen Posten; nach ihm kam Herr von Agueſſeau an seine Stelle, in welcher er noch ist. Wenn Frömmigkeit und alle davon abhängende Tugenden, wenn Redlichkeit, Gelehrsamkeit und viel Verstand, verschieden aber von dem, dessen der Staatsmann bedarf, einen vollkommnen Kanzler machen könnten, so würde es Herr von Agueſeau unstreitig sein, aber zur Bekleidung einer so wichtigen Stelle gehören noch ganz andre Talente. Der Kanzler muß alles in sich vereinigen, was den Richter im vorzüglichsten Grade bildet; er hat unaufhörlich mit Rechtsgelehrten zu thun, ist das Haupt derselben, muß ihre Sprache verstehen, ihre Formalitäten kennen, und die Kunst innen haben, die so verschiednen Gemeinheiten zu leiten; da er an der Spitze einer so schwer zu lenkenden Gemeinheit stehet. Auf der andern Seite ist er Minister des Königs, muß das Ansehen desselben aufrecht erhalten, aber stets dabei besorgt sein, die Ausübung desselben mit der Form zu vereinigen, weil jede Vernachläßigung in diesem Falle die beßten dem König und Volk vortheilhafteſten Unternehmungen zu Schanden machen kann. Er muß, wo möglich, sich bei den obrigkeitlichen Personen, geachtet und beliebt machen; aber fürchten muß er sie nie, Ehrfurcht für sie erwecken, sie selbst aber blos nach Würden schätzen, nie anstehen, ungerechte Urtheile zu verbessern, und böse, partheiische Richter zu bestrafen; stets aber muß er seine Gründe und die Vergehungen, wider welche er sich setzt, bekannt machen, und vor allen

Dingen

Dingen Fehler, die aus Unwissenheit und Nachläßigkeit flossen, von denen welche Bosheit erzeugte, unterscheiden.

Herr von Aguesseau hat bei weitem allzuviel Achtung für die obrigkeitlichen Personen; er giebt ihnen in allem Recht, und seit dem unglücklichen Zeitpunkt, der den Kauf der Bedienungen einführte, verdienen sie doch gewiß nicht immer diesen Grad von Achtung. Da der Herzogregent das Parlament nöthig zu haben glaubte, erwies er ihm eine Höflichkeit, und vertraute dem Generalprokurator die höchste Würde im Reiche an; da aber die Rechtsgelehrten gewohnt, sich alles ad acta zu bringen, und um noch mehr zu erhalten, neue Ansprüche zu ersinnen, und oft nur zu weit hierinnen gehen, so muß man zuweilen, wär es auch nur der Form wegen, und wenn sie auch im Grunde Recht haben, ihren Unternehmungen Hindernisse in den Weg legen. Hiezu aber hat Herr von Aguesseau gar keine Anlage, und darum mußte der Herzogregent auch bei wichtigen und kitzlichen Fällen seine Zuflucht zu meinem Vater nehmen. Ein andrer großer Fehler des Herrn von A. ist dieser, daß er sich in wichtigen Dingen nur äusserst schwer zu etwas bestimmen kann, und ich habe wirklich gesehen, daß er einen seiner Söhne, der noch sehr jung und also wenig im Stande war, ihm den besten Weg anzuzeigen, um sich geschwind entschließen zu können, zu Hülfe rief.

Mein Vater im Gegentheil war schnell in seinen Entschließungen, und standhaft, wenn er eine gewonnen hatte. Das Polizeiwesen von Paris, dem er zwanzig Jahre vorgestanden

standen hatte, hatte ihn gewöhnt, alles bis auf seine kleinsten Theile zu übersehen, und mit Scharfsinn die Schwierigkeiten und die Mittel ihnen abzuhelfen zu finden. Er besas Einsichten, eine lange vollkommne Kenntniß der Formalitäten, die er nach den Umständen, wie sie nothwendig und nützlich waren, anzuwenden wußte. Er kannte das Parlament, wie Feldherrn diejenigen kennen, wider welche sie lange Krieg geführt haben, wie der Herzog von Vendome den Prinzen Eugen und Marschall Villars Marlborough kannte. Er kannte auch den Hof, und wußte die Großen so zu behandeln, daß weder Beleidigung noch Furcht in seinem Betragen lag; und hiezu bediente er sich der Vorrechte seiner Geburt, und machte sich aus seiner Bescheidenheit ein Verdienst, während die präsidentenmäßige Frechheit diejenigen verdunkelte, deren Nahmen in der Geschichte gros und berühmt waren. Er war liebenswürdig im gesellschaftlichen Umgange, und wenn seine Augenbranen und seine schwarze Perücke den Augenblick vorher den Pöbel zittern gemacht hatten, so zeigten sein angenehmer Umgang und seine frohe heitre Laune bald wieder, daß er um in guter Gesellschaft zu leben geschaffen sei. Dabei muß ich eingestehen, daß seine Sitten nicht ganz rein waren, und ich habe ihn zu sehr in der Nähe gesehen, als daß ich ihn für fromm hätte halten können; aber er erweckte Achtung für Wohlanständigkeit und Religion, und gab wenigstens öffentlich ein gutes Beispiel. Einen solchen Mann hatte der Regent nöthig, der Schwachheit des Herrn von A. zu Hülfe zu kommen, da er dem Parlament die Spitze bieten mußte. Im J. 1718 ward er Siegelbewahrer, und die Gerichtsacten dieses Jahres enthal-

ten

ten merkwürdige, ja ich darf wohl sagen, kostbare Beweise von den Fähigkeiten, dem Verstand und der Geistesstärke meines Vaters. So lange seine Ueberzeugung nach Laws System*) zum Beßten des Staats aufrecht erhalten werden mußte, unterstützte er den Kredit der Bank soviel als möglich; und so bezahlte er die ungeheuern Schulden des Staats, denn wenn der eingebildete Reichthum nur allgemein gültig ist, so hat er eben soviel Werth als baares Geld; und alles genau erwogen, so beruht der ganze Reichthum auf menschlichen Meinungen. Mein Vater wendete als ein guter Bürger alle Hülfsmittel an, die seine Einsichten und sein Karakter ihm an die Hand gaben, um dem Herzogregenten den Ruhm und dem Staat den Nutzen zu verschaffen. Da er aber augenscheinlich sahe, daß der Misbrauch der Aktien auf den höchsten Gipfel gestiegen war, und es Hochverrath gegen die Nation sei, sie mit leeren Hofnungen abzuspeisen, legte er die Aemter nieder, durch welche er an der Spitze der ganzen Unternehmung stand. —

Mein

*) Johann Law, ein Schottländer, suchte durch Errichtung einer Handlung nach dem Mississipiflusse in Nordamerika die Staatsschulden zu bezahlen, und sein schimärisches Projekt war mit so glänzenden Farben ausgemahlet, daß ganz Frankreich sein gutes Geld für Aktien an der Mississipigesellschaft hingab. Alles Geld ward in Papiere verwandelt, und auf einmal, als das Vermögen der Unterthanen in den Händen des Regenten war, wurden die Papiere heruntergesetzt.

A. d. U.

Mein Vater starb 1721. Herr von A. der 1720 zurückberufen worden war, ward 1722 wieder nach Fresne geschickt, und Herr Fleriau von Armenonville ward Siegelbewahrer; ein Mann, dessen ganze Verdienste darinnen bestanden, daß er gegen die Eindrücke des herrschenden Ministers empfänglich war, und Entschließungen, die ihm übrigens ganz fremd waren, mit dem großen Siegel und den ehrwürdigsten Kennzeichen der höchsten Gewalt gültig machte. Nachdem endlich der Herzogregent in Ungnade gefallen war, ward die Ausübung des königlichen Richteramts sehr weislich zwei gleich billig denkenden einsichtsvollen Männern übergeben. Herr von Aguesseau kam an die Spitze des Konseils, und Herr Chauvelin erhielt das Siegel.

Die Staatskanzlei ward den Konseils nicht untergeordnet, wie die andern Departements, der Finanzrath aber ward von dieser Unterwürfigkeit nicht ausgeschlossen. Herr Desmarets bekam seine Entlassung; die Stelle eines Generalkontrolörs blieb unbesetzt, und der Regent war einziger Gebieter, wie es der König gewesen war. Der Marschall von Villeroi ward Haupt des Finanzraths, aber blos der Ehre wegen, und der Herzog von Noailles Präsident, der bei allen Geistesanlagen, und soviel Gelenksamkeit als ein junger Höfling haben kann, diesen wichtigen Theil der Staatswirthschaft nicht gehörig verwalten konnte, so wenig er etwas von den einzelnen Theilen der Finanzen verstand, über welche er doch nothwendig die Aufsicht haben sollte; abgerechnet, daß in seinem Karakter viel schwankendes, zauderndes lag, das ihn oft an Ausübung des Guten hinderlich sein mußte.

mußte. — Der Markis von Effiat, erster Stallmeister des Herzogs von Orleans, war Vicepräsident des Konseils, und noch weniger als der Präsident zur Arbeit tüchtig, wenigstens aber machte er nicht wie der erste seinen Sekretären den Kopf verrückt. Unter diesen Herren standen neue Staatsräthe, welchen man verschiedne Theile der Staatsverwaltung übertragen hatte, und von denen einige sehr geschickt waren, die einzelnen ihnen anvertrauten Theile zu behandeln, andre aber gar nicht dazu taugten. Hätten sie aber auch alle gleiche Fähigkeiten und gleiches Verdienst gehabt, so konnte unter ihnen dennoch nicht die nöthige Uebereinstimmung statt finden, weil keiner von dem andern abhieng, und also das Konseil nicht nach einförmigen beständigen Grundsätzen handelte. Bei dieser Gelegenheit wiederhole ich den Satz, daß, so sehr Konseils nutzbar sind, wenn sie unter gehöriger Aufsicht stehen, so gewiß vorzüglich in allgemeinen Veranstaltungen aus ihren Gutachten weise, überdachte Gesetze fließen, so gefährlich sind sie wieder, wenn, statt ihnen die Sorge zu lassen auf gehörige Anwendung der obersten Gewalt Acht zu haben, ihnen diese Gewalt preis gegeben wird. Dann gehts drüber und drunter, des Streitens und Zankens wird kein Ende, keiner versteht den andern, und Unordnung und Anarchie sind die natürlichen Folgen davon. Als man endlich einsahe, zu welchen Misbräuchen die vom Herzogregenten angeordneten Konseils Anlaß gaben, und daß man auf ihre Fortdauer werde Verzicht thun müßen, gab man ihnen eine Art von letzter Oelung, indem dem Abt St. Pierre, der sie schon anfangs gebilligt hatte, den Auftrag gab, eine Schutzschrift für sie zu verfertigen. Dies geschah in einem

Werk-

Werkchen, betitelt: Die Polysinodie, oder die Vortheile mehrerer Landeskollegien, mit dem Motto aus Salomons Spruchwörtern: Ubi multa consilia, salus. Im J. 1717 wurde in Absicht der Finanzräthe einige Abänderung getroffen, allein es gieng deshalb nicht besser. Im folgenden Jahre ward mein Vater Präsident, statt des Herzogs von Noailles, der nie eingesehen hatte, wie nutzbar Laws System zu Tilgung der Schulden und Wiederherstellung des Handels und der Finanzen sein könne, wenn es wohl verstanden und gehörig angewandt würde. Mein Vater sah dies ein, wußte aber auch, wie nothwendig es war, die Wirkungen und zufälligen Folgen dieses Systems gehörig zu lenken und einzuschränken; hierauf richtete sich also seine ganze Aufmerksamkeit, und so wandte er alle seine Geistesstandhaftigkeit an, die Hindernisse zu überwinden, welche ihm die Leugner der Nutzbarkeit jenes Systems in den Weg legten; leider aber kam er bald in den Fall dieselben Mittel anzuwenden, um das zu bemänteln, wozu der Regent jene mit soviel Behutsamkeit anzuwendenden Hülfsquellen misbrauchte.

Der Herzog von Orleans besaß genugsame Einsicht, Scharfsinn und Kraft einen großen Plan zu fassen, und seinen Ruhm mit der Wohlfahrt des Reichs, das er zu beherrschen hatte, zugleich zu gründen; aber lebhafte Leidenschaften und die Schwächen, zu welchen diese die aufgeklärtesten Köpfe hinreißen, rissen ihn über die Schranken, die er nie hätte überschreiten sollen; und verkehrten das in Gift, was ein Gegengift sein sollte. Mein Vater sah das ein, und

zeigte

zeigte es zu wiederholtenmalen, nicht der Nation, (der ein weiser Minister Uebel verbirgt, die er vorhersieht) sondern dem Herrn, dem Regenten, dem, der allein dem Uebel zuvorkommen und abhelfen konnte: aber seine Bemühungen waren vergeblich, und die Bank verlohr ihren Kredit. Mein Vater, welcher sahe, daß ihr nicht mehr aufzuhelfen sei, überlies den Staat seinem übeln Geschick, zufrieden, daß er in diesen kritischen Umständen, wo so viele sich mit Unrecht bereichert, oder durch Dummheit zu Grunde gerichtet hatten, kein Glück gemacht hatte. Den fünften Jenner 1720 wurde Law zum Generalkontrolör ernannt, und noch vor Ablauf des Jahrs war er genöthigt zu flüchten, und Frankreich eiligst zu verlassen.

Herr Pelletier de la Houssaye, des Herzogs von Orleans Kanzler, kam an seine Stelle, die er aber kein Jahr lang behauptete. Ihm folgte im April 1722 Herr Dodun, der erst 1726, da der Herzog in Ungnade kam, das Amt verlohr. Beide besaßen nur geringe Fähigkeiten; unter dem ersten nahm die große Revision ihren Anfang, die eigentlich le Pelletier, der nach Dodun Generalkontrolör ward, in Gang brachte. Er hatte den Vorschlag gethan, die Entstehung aller Arten von Staatsschulden und der deshalb ausgestellten Scheine zu untersuchen, die zu bezahlen, welche sich auf gegründete Data bezögen, und die gänzlich zu vernichten, welche verdächtig, mit Wucher verbunden, oder ungeheuer wären. An und für sich war sein Entwurf recht gut, und es wäre zu wünschen gewesen, daß ihn ein redlicher Mann mit der gewissenhaften Genauigkeit ausgeführt hätte; aber der geringste

ringste Misbrauch, der geringste Verdacht einer Ungerechtigkeit verdarb alles. Laws System schien den Vorzug zu verdienen, es schien wirksamer und leichter in den gehörigen Schranken zu erhalten, und war es auch in der That, aber wie ich schon gesagt habe, es ward gemisbraucht, und nur nachdem man die Gedanken daran hatte fahren lassen, kam man wieder auf die Revision, und das zu einer Zeit, wo sie noch schwerer in Ausübung zu bringen war, als vorhero, und so ward sie denn ein wahres Wespennest von Misbräuchen und Ungerechtigkeiten.

Herr le Pelletier war nicht mehr Schuld an der damaligen schlechten Wirthschaft, als es mein Vater an dem Unheil gewesen war, welches Laws System in der letzten Zeit verursacht hatte, aber es war dieser große Unterschied dabei, daß mein Vater die Verwaltung der Finanzen niederlegte, als er sahe, daß sie ohngeachtet aller seiner Gegenanstalten verlohren wären, und Herr le Pelletier den Titel eines Generalkontrolörs annahm, als die Revision alles verdorben hatte. Bei dem allen läßt sich doch die wichtige Bemerkung machen, daß die Finanzen Frankreichs in kurzer Zeit wieder in gutem Zustand waren, ohngeachtet der unglücklichen Zufälle, welche die Bank und die Revision erlitten hatten; so wahr ist es, daß in Finanzsachen der öffentliche Kredit und der Umlauf des baaren Vermögens gleichsam wieder in ihr Bette treten, so wie das Wasser des Meers nach Sturm und großen Ungewittern. Im J. 1726 trat Orry an Dodons Stelle; sein etwas finstrer dem Anschein nach rauher Karakter hindert ihn nicht gerecht und sparsam zu sein; und

ge-

gewissermaßen fügt er sich in die Absichten des Kardinals Fleury, der übrigens klug und geschickt genug ist, die angenehmsten Verrichtungen eines Finanzwesens sich zuzueignen.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten war bei Ludwigs XIV. Tode einem Konseil unterworfen, das nicht besser als der Finanzrath bestellt war. Der Marschall von Urelles war Präsident desselben, und besaß weder eine genaue Kenntniß solcher Geschäfte, noch wirkliche praktische Fähigkeiten; seine ganze Politik war die Politik eines Hofmanns, und ohngeachtet er Marschall von Frankreich hieß, so bestanden seine ganzen militärischen Talente blos darinnen, sich bei den Subalternen dadurch wichtig zu machen, daß er sie mit viel Strenge an die Kriegszucht gewöhnte, und durch Prunk und hocheinherfahrendes Wesen sich in ihren Augen ein Ansehen gab. Sein Herz und sein Karakter, die man als sehr schlecht ausgeschrien hat, sind mir nicht bekannt genug, das aber weis ich noch, daß seine körperliche Gestalt ins Ausserordentliche fiel, und noch mehr, daß er gerne etwas gutes essen mochte. Neben ihm wurden noch angestellt der Abbe d'Estrees, der Markis von Kanillak und der Graf von Chiverny; die alle nicht viel geschickter, von denen aber doch die beiden letztern Leute von Kopf waren. Chiverny war französischer Gesandter in Wien gewesen, und Kanillak war der vertraute Freund des englischen Gesandten Mylord Stairs. Der Regent wollte mit dieser Macht in Verbindung treten, und zum Beßten seiner eignen Vortheile das politische System so durchaus umändern, daß ihm Herr von Torcy nicht allein unnütz, sondern sogar schädlich ward.

Ob er ihn daher auch schätzen mußte, so begnügte er sich doch damit, ihn im Konseil der Regierung zu lassen, und ihm die Oberaufsicht über das Postwesen zu geben, ohne daß er ferner einigen Antheil an den auswärtigen Angelegenheiten haben durfte, ob dieses Departement im Grunde gleich kein andres Oberhaupt hatte, als den Sekretär Pecquet, der einer von Torcys Subalternen gewesen war. Die fremden Minister wußten nicht mit wem sie ihre Geschäfte abthun sollten, und um mit ihnen fertig zu werden, mußte man einen Mann anstellen, der nie in diesem Departement gearbeitet hatte, nemlich den Herrn von Armenonville, welcher Intendant der Finanzen gewesen war, und das Staatssekretariat vom Herrn von Torcy mit der Bedingung sich der Ausübung desselben zu enthalten gekauft hatte. Der Abt Dubois kam 1718 in dieses Departement, und da 1719 die Staatssekretäre ihre Posten wieder erhielten, machte man ein fünftes für ihn, und fügte das Departement der auswärtigen Angelegenheiten hinzu. Nun hatte das Konseil nichts mehr zu thun; Dubois ward das alleinige Werkzeug der Politik des Regenten, seiner Verbindungen mit dem Londner und Wiener Hofe, und seiner Händel mit Spanien und Alberoni.

Dubois, der zuletzt Kardinal ward, war einer der Männer, von welchen sich mit gutem Gewissen alles mögliche Böse sagen läßt, und denen man doch wieder etwas Gutes nachrühmen kann, wenn man gleich aus Furcht in allerlei übeln Verdacht zu kommen, nicht davon laut werden will. Er war aus Brive im Limousin gebürtig, von geringer Herkunft, und kam zuerst zu dem Pater le Tellier, Beichtvater des Königs, der ihn studiren lies, dann zu dem Pfarrer von

Saint

Saint Eustache, der Gefallen an ihm fand, und da er bei der Erziehung des Herzogs von Chartres, nachherigen Herzogs von Orleans und Regenten, einen unschädlichen Mann anstellen wollte, dem Dubois zu dieser Ehrenstelle verhalf. Anfangs war er nur Unterlehrer unter einem gewissen Herrn von Saint Laurent, an dessen Stelle er zuletzt auch völlig kam. Sein Zögling fand Geschmack an ihm, da er dessen Leidenschaften schmeichelte, sein wahrer Meisterstreich aber, durch welchen er auch sein Glück machte, war, daß er den Herzog von Orleans dahin bewog, Mademoiselle de Blois, eine unehliche Tochter Ludwigs XIV. zu heirathen. Bei so kizlichen Geschäften leisten Leute, auf die man gar keinen Verdacht hat, die nützlichsten Dienste, auch schloß Dubois das ganze Geschäft ab, und da er per fas et nefas sich beliebt zu machen fortfuhr, da er seinem Zögling, der nun sein Herr worden war, mehr Laster als Tugenden beizubringen gesucht hatte, genoß er im Anfange der Regentschaft das größte Ansehen. Da er auch viel Kopf hatte, ein kühner Mensch war, und sich durch keine dem guten Bürger wichtigen Betrachtungen auf seinem Wege aufhalten lies, gab er sich mit einer Menge Intriken ab, welche blos den Privatnutzen des Herzogs zum Augenmerk hatten, und den Vortheilen des jungen Monarchen sowohl als des Staats zuwider waren. Sein Betragen war das Betragen jener niedrigen aber weltklugen Seelen, die, wenn ihnen auf der einen Seite Hindernisse vorkommen, sogleich auf der andern einen Ausweg finden. Gewöhnlich, und wenn er nicht in Verlegenheit war, sprach er sehr gut, hatte er aber mit Leuten zu thun, bei denen er sich nicht recht sicher wußte, so stockte und stammelte

er; vielleicht um Zeit zu gewinnen, auf das zu denken, was er antworten sollte; dabei log er, und war erzfalsch, war aber nicht im Stande, seine Lügen mit eben soviel Unverschämtheit vorzubringen, als er sie ersann. Ueberführte man ihn einmal einer rechten Schandthat, so kam er in Verwirrung, ward roth, stotterte, war aber weit entfernt sich zu bessern oder Reue zu fühlen. Auch seine Sitten und seine Worte stachen gewaltig gegen die geistliche Uniform ab; er schwor, fluchte und führte die freiesten, unanständigsten Reden. Was ihm aber vor allem zum Vorwurf dienet, ist, daß er seinen Prinzen überredet hatte, es sei weder wahre Frömmigkeit noch wahre Rechtschaffenheit in der Welt zu finden, und alles Verdienst bestehe blos darinnen, seine Endzwecke zu erreichen, ohne sich dabei ertappen zu lassen. Dies war der Mann, den der Herzog von Orleans zum Staatssekretär beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannte.

Die Verbindungen des Regenten mit England waren ein Werk des Abts Dubois und Kanillak mit Stanhope und Mylord Stairs; Dubois aber hatte die Hand am meisten im Spiele, und er stand gewiß im englischen Solde. Im J. 1720 erhielt dieser würdige Geistliche das Erzbisthum Kambrai unter Umständen, die ich zur Ehre der Religion nicht niederschreiben mag. Das folgende Jahr ward er Kardinal, und 1723 erster Minister, als der Regent wenigstens zum Schein dem König das Staatsruder überlassen mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Herzog nur einen Minister dem Namen nach zu machen gedachte, in der That aber es selbst sein wollte.

wollte. Wer weis indessen, ob Dubois nicht erster Minister geblieben, wenn der Regent vor ihm gestorben wäre, allein es geschah das Gegentheil, und der Herzog von Orleans mußte diesen Titel selbst annehmen. Herr von Morville, Sohn des Herrn von Armenonville, erhielt nun das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und behauptete es unter dem Herzog von Bourbon, welcher nach dem Herzog von Orleans den Titel eines ersten Ministers erhielt. Herr von Morville, ein Mann von mittelmäßigen Talenten, dankte 1727 ab, und starb 1732, der Vater legte seine Stelle zu gleicher Zeit nieder, und starb 1728; beide aber wurden durch Herrn Chauvelin ersetzt, der die beiden Würden miteinander vereinigte.

An der Spitze des unter der Regentschaft errichteten Kriegsraths stand der Marschall von Villars, der durch seine erfochtenen Siege sattsam bekannt ist. Der große Fehler dieses Generals war, daß er eitel und von sich eingenommen zu sein schien, denn ausserdem besas er Erhabenheit des Geistes, Verstand und entschiedene militärische Talente. Allein so glänzend auch diese Eigenschaften sein mögen, so reichen sie doch nicht zu, einen guten Kriegsminister zu bilden, und deshalb hatte ihm der Regent auch nicht die wirkliche Verwaltung der Geschäfte überlassen. Der Marschall schmeichelte sich, daß alle Gnadenbewilligungen von ihm abhängig sein würden, allein man fand Mittel sie ihm zu entziehen, und entschied, daß dies vom ganzen Konseil abhangen sollte. Da dies aber eine Quelle unaufhörlicher Zänkereien gewesen sein würde, so wollte jedes Glied des Konseils lieber dem

Regenten den Ausspruch überlassen, und dieser war also so unumschränkt, als es Ludwig XIV. gewesen war; die Kriegsräthe aber hatten nichts zu thun, als Verordnungen zu machen, und auch dann, wann sie etwan einige neue Ausgaben vorschlugen, mußten sie sich eine Untersuchung von zwei Rechtsgelehrten gefallen lassen, die eigentlich das ganze Finanzwesen des Kriegsdepartements unter sich hatten. Der eine war Saint Contest, der vorher Intendant der Grenzprovinzen gewesen war, der andre der Requetenmeister le Blanc. Die Schatzmeister und die Herren vom Kommissariat kannten niemand als diese zwei Herren, auf ihnen beruhte die ganze Maschine; le Blanc aber ward bald Meister des Ganzen, und bei Wiedereinführung der Staatssekretäre ward er einer derselben. Er war nicht ohne Talente, und hatte große Kenntniße in den Arbeiten dieses Departements, aber damals, da Laws System und das Revisionswerk im Gange war, und durch beide die Staatseinkünfte nicht in der besten Ordnung waren, erfoderte es alle mögliche Aufmerksamkeit, den Finanzzustand des Kriegswesens in Ordnung zu erhalten. Le Blanc ward 1723 abgesetzt, kam in die Bastille, und man wollte ihm seinen Prozeß machen. Herr von Breteuil, Intendant von Limoges, ein sanfter, geschmeidiger, aber äusserst unwissender Mann, kam an seine Stelle. Die Herren von Belleisle und von Seichelles, vertraute Freunde und Rathgeber le Blancs, wurden etliche Monate nach ihm gleichfalls in die Bastille gebracht. So lange die Regentschaft währte, wüthete der Sturm wider sie fort, sobald der Herzog aber nach Chantilly geschickt war, veränderte sich alles. Herr von Berteuil zog sich in aller Stille

zu-

zurück, le Blanc erhielt seine Stelle wieder, und die Freunde der Belleisle und Seichelles verschaften den Gebrüdern Paris, die unter dem Herzog alles gegolten hatten, einen Platz in der Bastille. Im J. 1728 starb le Blanc; d'Angervilliers, Intendant von Paris, und vorher vom Elsaß, erhielt seinen Posten, und Herr von Breteuil blieb entfernt. Dieser d'Angervilliers aber, der Sohn oder Enkel eines berüchtigten Finanzpachters zu Colberts Zeiten, der Abkömmling eines berühmten Arztes oder Botanikers, hat Talente, Kopf und Fehler, solche besonders, die ins Lächerliche fallen.

Das Konseil des Seewesens hatte mit dem vorigen gleiche Einrichtung und Schicksale. Der Graf von Toulouse stand honoris causa an seiner Spitze, der Marschal von Etrees war Präsident, und die übrigen Mitglieder bestanden in Seeoffizieren und alten Intendanten der Marine, die eine sehr genaue Kenntniß von allem hatten. Da die Marine damals wenig zu bedeuten hatte, schien das Konseil auch von geringer Bedeutung. — Der gegenwärtige Minister des Seewesens Herr von Maurepas, ist weit liebenswürdiger als sein Vater war, besitzt aber weit geringere Kenntnisse, wenn er übrigens gleich mehr an Possen, die man wirklich Pagenstreiche nennen könnte, als an Bubenstücken, deren sein Vater sehr fähig gewesen seyn soll, Gefallen findet. —

Im J. 1716 hatte man ein Konseil der innern Reichsangelegenheiten niedergesetzt. Präsident davon war der Herzog von Antin, ausser welchen man den Markis von Beringhen

ringhen und von Brancas, nebst einigen Staatsräthen, Requetenmeistern und Parlamentsräthen eine Stelle darinnen eingeräumt hatte. Dieses Konseil, das mit dem gegenwärtigen der Depeschen gleiche Bestimmung hatte, bestand bis zur Erneuerung der Staatssekretariate, also ohngefehr drei Jahr. — Allen diesen Konseils wurde noch eines des Handelswesens zugesetzt, von welchem der Marschall von Villeroy, ein Mann, den der Regent unter allen am wenigsten in Ruf zu bringen suchte, Präsident war. Nichts war so wichtig für den Staat, allein eine Versammlung dieser Art mußte unter einer weisen Leitung stehen, es mußte gemeinschaftlich und zu einem und demselben Ziele wirken, und daran fehlte es wie bei allen übrigen. Als der Marschall in Ungnade fiel, war es zwei bis drei Jahr ohne Wirksamkeit, nachher aber ward es unter dem Namen königlicher Handelsrath wieder in Gang gebracht, und der König hat jezt den Vorsitz. — Seine ganze Einrichtung verspricht eine kluge, weise Staatsverwaltung, allein sie befindet sich blos auf dem Papiere; der königliche Handelsrath versammelt sich nie, die Officianten desselben selten, die Intendanten und Handelsdeputirten arbeiten nur mit dem Generalkontrolör, kennen nur ihn, und stehen mit ihm in mancherlei Verbindungen; und so sind Finanzen und Handel in Frankreich fast eins worden, drehen sie sich beide um die nemliche Axe herum.

Aus der Aufhebung der während der Regentschaft errichteten Konseils, und aus dem Trägheitsschlummer, in welchem sich die vornehmsten der Departements befinden, die in unsern Hof- und Staatskalendern paradiren, erhellt, daß man

in

in Frankreich den Nutzen noch gar nicht kennt, der sich aus ähnlichen Kollegien ziehen läßt, wenn dasjenige, was bei ihren Seßionen ausgemacht werden muß, genau von dem, was die Minister jedes Departements täglich zu entscheiden haben, und das, was sie an den König vortragen müssen, von dem unterschieden wird, was sie persönlich in ihrem Kabinet ausmachen können. Alle Verordnungen, alle allgemeine Befehle, alles was Gesetzeskraft haben und Grundsatz der Staatsverwaltung werden soll, sollte in den Landeskollegien untersucht, reiflich erwogen, und endlich so weit als es eine monarchische Verfassung zuläßt, entschieden werden. Alle hier vorkommende Fragen müßen, ehe darüber gesprochen wird, klar und deutlich von dem Minister vorgetragen werden. Jeder muß die Geschäfte, die vor sein Departement gehören, vortragen, und für die Vollstreckung der darüber festgesetzten Verordnung sorgen. — Die Minister begreifen gar nicht, wie wichtig es ihnen sein muß, solche Verordnungen nicht blos auf sich zu nehmen, bei denen sie für alle vorkommende Schwierigkeiten stehen müßen, und oft Schlachtopfer des übeln Erfolgs werden.

Oft schon habe ich den falschen Grundsatz behaupten hören: Wer kein gefährlicher Feind ist, ist auch kein guter Freund; oder, denn das soll es ohngefehr heißen: Wer nicht fähig ist mit heftiger Leidenschaft zu haßen, wird auch ganz kalt sein, wenn es auf Beweise der Freundschaft ankömmt. Mich dünkt aber, man müße die Ausschweifungen, zu welchen uns die Leidenschaften hinreißen können, und die

Folgen

Folgen weiser, wohlüberlegter Verbindungen gehörig von einander unterscheiden, und die Freundschaft muß blos in die Klasse der letztern gerechnet werden, denn sobald sie sich in Leidenschaft verwandelte, würde sie aufhören so schätzbar und verehrungswürdig zu sein als sie wirklich ist, und würde alle Gefahren der Liebe bei sich führen, die uns zu eben so vielen Vergehungen als Haß und Rache verleitet. Gott behüte uns für zu großer Liebe eben so, wie für übertriebenem Haße; aber Liebe in einem gewissen Grade ist Bedürfniß für uns, und Herz und Geist danken ihr vieles, wenn sie nicht durch sie verblendet werden. Haß und Rachsucht quälen uns nur. Wir sind glücklich, wenn wir nicht keinen Haß fühlen; bei vernünftiger Liebe aber kann man seinen Freunden, und das zwar mit Wärme, anhaltende und treue Dienste leisten. Und ich, ich erkläre, daß ich ein schwacher Feind, nicht blos an Stärke, sondern auch an Vorsatz bin, so eifrig ernstlich gemeint meine Freundschaft auch ist.

Habe ich auch zuweilen Vorwürfe wegen meiner vorgeblichen Gleichgültigkeit gegen Leute, mit denen ich beständig Umgang habe, erdulden müßen, so verdienen doch drei von ihnen noch weit mehr Vorwürfe, und ich schätze sie deshalb nicht minder. Es sind der Herr von Fontenelle, der Präsident Montesquieu, und der Präsident Henault. Der erste hat den Vorwurf einer Art von Apathie auf sich, die in Beziehung gegen andre zu tadeln, in Absicht seiner eignen Erhaltung aber vortreflich ist; denn da er sich blos mit selbst beschäftigt und liebenswürdig genug ist; daß sich andre mit ihm beschäftigen, so hat er sein schwächliches, zartes Temperament

rament erhalten, sich es immer wohl sein lassen, und ist achtzig Jahr alt worden, mit der süßen Hofnung, das neue Jahrhundert anbrechen zu sehen. Jedes Jahr giebt ihm einen Grad des Verdienstes mehr, und erhöht den Antheil, den man an seinem Dasein nimmt. Man sieht ihn als eines jener Kunstwerke an, die fein und zart gearbeitet, auch sorgfältig für Beschädigungen geschützt werden müßen, weil keine ähnlichen mehr gemacht werden. Er erinnert an Ludwigs XIV. so schönes, großes Zeitalter, dessen Ende einige von uns gesehen haben, und an den Geist der Benserade, Saint Evremont und Scudery. Sein Ton ist der Ton der schönen Geister jener Zeiten, aber gemäßigt vervollkommet, dem Geschmack unsers Jahrhunderts näher gebracht, nicht so dunkel und pedantisch wie der der Stifter der Akademie, weniger kostbar als der der Juli von Angennes und seiner Mutter. Sein Gespräch ist unendlich angenehm, durch mehr feine als schimmernde Wendungen beseelt, und voll Anekdoten, die zwar auffallen, aber nicht boshaft sind, weil sie sich blos auf litterarische oder galante Gegenstände beziehen. Alle seine Erzählungen sind kurz, und daher desto lustiger, und alle endigen sie sich mit einem witzigen Einfall, was ein nöthiges Erfoderniß einer guten Erzählung ist. Seine in der Akademie gehaltenen Lobreden haben mit seinen Unterredungen gleichen angenehmen Ton, ich weis aber nicht. ob ihr Inhalt der schicklichste ist. Er bleibt bei dem Persönlichen der Akademiker stehen, sucht sie zu karakterisiren und zu malen, läßt sich auf Kleinigkeiten aus ihrem Privatleben ein, und da er ein angenehmer Maler ist, so bewundert man seine Gemälde; wenn er gleich auch den Vorwurf verdienen

kann,

kann, daß einige den schönen Kupfern gleichen, die vorn vor den Lebensbeschreibungen gewisser Helden stehen; sie lehren uns, wie ihre Gesichtszüge waren, sagen uns aber nichts von ihren Thaten.

Er liebt keinen Gegenstand mit Stärke und Feuer, allein man verzeiht ihm dies, und liebt ihn darum nicht weniger; denn man liebt ihn um sein selbst willen, ohne Gegenliebe zu verlangen, oder sich mit Hofnung derselben zu schmeicheln. Auf ihn könnte man anwenden, was Frau von Deffant von ihrer Katze sagt: „Bis zur „Thorheit lieb' ich sie, weil sie das liebenswürdigste Thier auf „der Welt ist; aber ich bekümmre mich wenig, ob sie Lie„be für mich hat; und ich würde toll werden, wenn ich „sie verlöre, weil ich die Dauer meines Vergnügens immer „länger erhalte, wenn ich meine ganze Sorgfalt anwende, „das Dasein meiner Katze zu erhalten. "

Der Präsident von Montesquieu ist nicht so alt als Fontenelle, und hat gewiß eben so viel Witz als er; aber die Art ihres Witzes ist verschieden, und es scheint, als müße der Präsident mehr in Gesellschaft zeigen, weil er lebhaft ist, und thätiger, ja sogar enthusiastischer zu sein scheint. Im Grunde sind beider Herzen von gleichem Schlage. Montesquieu macht sich andern zu Liebe keine verdrüßliche Stunde, er hat für sich selbst keinen Ehrgeiz, er liest, er reißt, er sammelt Kenntnisse, und schreibt alles blos zu seinem Vergnügen. Da er Witz hat, weis er von seinem Wissen den besten Gebrauch zu machen, aber er braucht mehr Witz in seinen Büchern als in seinem Umgange, weil er sich nicht

die

die geringste Mühe giebt, in Gesellschaft zu schimmern. Er hat die gasconische Aussprache seiner Vaterstadt (Bordeaux) beibehalten, und hält es sich für erniedrigend, sich zu bessern. Er feilt seinen Stil nicht, der witziger und zuweilen sogar kraftiger als rein ist; er giebt sich keine Mühe, Ordnung und Gedankenfolge in seine Schriften zu bringen, die deshalb auch mehr glänzend als belehrend sind. Er gewann frühzeitig Geschmack für eine Art von kühner Philosophie, die er mit der fröhlichen Laune und dem Leichtsinn des französischen Geistes vereiniget hat, die seine persischen Briefe zu einem wirklich reizenden Werke gemacht hat. Wenn aber dies Buch auf der einen Seite Enthusiasmus erregte, so hat es im Gegentheil eben so gegründete Klagen veranlaßt, und es giebt Züge darinnen, die ein witziger Kopf leicht finden, ein weiser Mann aber nie drucken lassen sollte, und doch sind es diese Züge, welche das Glück des Buchs und dem Verfasser die größte Ehre gemacht haben. Er würde ohne dieses Buch nie ein Glied der Akademie worden sein, ohne dies Buch, das ihm diese Ehre hätte rauben sollen. Der Kardinal Fleury, der sonst so weise ist, hat bey dieser Gelegenheit eine Weichlichkeit gezeiget, die in der Folge wichtige Folgen haben kann. Der Präsident legte seine Bedienung nieder, damit sein Aufenthalt ausser Paris seiner Aufnahme in die Akademie kein Hinderniß sei. Zum Vorwand aber nahm er, daß er an einem großen Werk über die Gesetze arbeiten wolle. Der Präsident Henault hatte bei seiner Abdankung den nemlichen Beweggrund angegeben, und von beiden hat man gesagt, daß sie ihr Handwerk niedergelegt hätten um es zu lernen.

Mon-

Montesquieu wollte reisen, um philosophische Bemerkungen über Menschen und Völker zu machen. Schon bekannt durch seine persischen Briefe, ward er mit Enthusiasme in Deutschland und England, ja selbst in Italien aufgenommen. Noch kennen wir die ganze Erndte von Bemerkungen nicht, die er in diesen Ländern gesammelt hat; denn seit seiner Zurückkunft hat er nur ein einziges Buch im J. 1734 unter dem Titel: Betrachtungen über die Größe und dem Verfall der Römer, herausgegeben. Dies ist eben so witzig, so lichtvoll, aber mit mehr Behutsamkeit, als die persischen Briefe geschrieben, da ihn der Gegenstand nicht zu gleichen Abschweifungen verleitete. Der Sage nach ist er nun im Begrif, sein großes Werk über die Gesetze herauszugeben: Bruchstücke, die ich davon kenne, müßen, unterstützt von dem Rufe, den sich ihr Verfasser schon erworben, seinen Ruhm nothwendig vermehren, aber ich fürchte sehr, daß das Ganze ihm nicht gleich kömmt, daß man mehr Angenehmes, mehr glückliche schimmernde Ideen, als wahren, nutzbaren Unterricht zu beßrer Abfassung und Verständniß der Gesetze finden wird. Und gleichwohl ist dies gerade das Buch, welches wir noch haben müßen, soviel auch schon über diese Materie geschrieben worden ist.

Wir haben gute Institutionen des römischen bürgerlichen Rechts, auch leidliche über das französische, aber im allgemeinen Staatsrecht fehlt es noch durchaus. Es fehlt noch der Geist der Gesetze, und ich zweifle sehr, daß mein Freund der Präsident Montesquieu einen liefern wird, der allen Gesetzgebern der Erde als Leitfaden und Kompaß dienen könne.

Ich

Ich weis, daß er allen möglichen Geist hat, daß er sowohl auf seinen Reisen, als durch einsames Landleben sich die weitläuftigsten Kenntnisse erworben hat, aber ich weissage noch einmal: Er wird uns das Buch nicht geben das uns mangelt, so viel scharfsinnige Ideen, neue Gedanken, blendende Bilder, Züge des Genies und Reichthum von Thatsachen sein Buch auch enthalten wird.

Der Karakter den er in Gesellschaft zeiget, ist Sanftheit, frohe Laune, stets gleiche Stimmung des Geistes, und eine gewisse Simplicität und Gutherzigkeit, die ihm bei seinem schon erlangten Ruhme zu einem besondern Verdienst gereichet. Zuweilen ist er zerstreut, und dann entwischen ihm naive Einfälle, die ihn liebenswürdig machen, weil sie gegen den Verstand abstechen, den er bekanntlich besitzt. Ich vergaß sein kleines prosaisches Gedicht im griechischen Geschmack, betitelt der Tempel von Gnidus, anzuführen. Vielleicht daß der Ruf, den sich der Präsident schon durch die persischen Briefe gemacht hatte, diesem kleinen Stück mehr Werth gab, als es in sich hat, denn wenn gleich Witz, zuweilen Grazie, Wollust, die hie und da etwas zu stark ausgedruckt ist, darinnen zu finden sind, ja sogar ein philosophischer den Verfasser verrathender Geist daraus athmet, so würde doch Fontenelle den Tempel von Gnidus besser erbaut haben als Montesquieu.

Die Feinheit im Umgange, welche Fontanelle besitzt, hat Montesquieu nicht; auch macht er wenig oder gar keine Verse, aber man findet ihn liebenswürdig in Gesellschaft, ohne

ne auf beide Eigenschaften Rücksicht zu nehmen, da Fontenelle im Gegentheil beide nöthig hat. Die Art, mit welcher dieser Dinge sagt, die in jedem andern Munde abgeschmackt sein würden, giebt seiner Gelehrsamkeit, die vielleicht nicht die tiefste ist, den größten Werth.

Der Präsident Henault wird vielleicht im Tempel des Nachruhms keine so vorzügliche Stelle erhalten als die andern beiden, im gesellschaftlichen Umgange aber verdient er den Vorzug vor ihnen. Nicht so alt als Fontenelle, und andern weniger Zwang anthuend, weil er ungleich weniger Aufmerksamkeit und Höflichkeit fodert, ist er selbst auf die natürlichste, edelste Art äusserst höflich. Höflichkeit ist ihm so eigen, daß ihm oft der Vorwurf gemacht wird, als verschwende er ohne Gefühl und Unterschied seine Höflichkeit an jedermann, wer ihn aber besser kennt und in der Nähe beobachtet, weis daß sie verschiedne Grade hat, und daß richtige Beurtheilungskraft, verbunden mit vieler Weltkenntniß ihn lehren, wenn und wie sehr er höflich sein soll. In seiner Jugend schien er alle Anlage, um bei den Damen sein Glück zu machen, zu haben, denn er hatte Witz, Artigkeit, zartes Gefühl und Feinheit der Empfindung, war kein Stümper in Musik, Dichtkunst und schöner Litteratur; seine Musik war nicht gelehrt aber angenehm, seine Dichtkunst nicht erhaben, wiewohl er ein Trauerspiel zu verfertigen versucht hat, das ohne Kraft, aber weder lächerlich noch langweilig ist. Seine übrigen Verse sind im Geschmack der Fontenelliſchen; seine Prose ist leicht und fließend, seine Beredsamkeit weder männlich noch im hohen Stil, obgleich er vor mehr als dreißig

Jahren

Jahren Preise in der Akademie davon getragen hat. Er war einige Zeit unter den Vätern des Oratoriums, wo er Geschmack am Studiren und einige Gelehrsamkeit erworben, ohne dadurch Pedant zu werden. Man hat mich versichert, daß er ein guter Richter war, ohne viel Kenntniß der der Rechte zu haben, weil er richtig dachte und urtheilte. Er hatte nie weder das steife Ansehen einer Rathsperson, noch den Rabulistenton. Weder Geburt noch große Titel blenden ihn, aber er hat Vermögen genug, um niemand zu bedürfen, und in dieser glücklichen Lage ist er frei von allen Wünschen, gleich weit vom Bauernstolze und von Niederträchtigkeit entfernet. Es giebt große Damen, die ihm den Mangel der Geburt, der Schönheit und selbst der Kraft verziehen haben. In seinem funfzigsten Jahre erklärte er, daß er von nun an blos den Wissenschaften und der Frömmigkeit leben wolle, und legte eine allgemeine Beichte der Sünden seines ganzen Lebens ab, wobei er den scherzhaften Einfall hatte: Man kennt seinen Reichthum nicht eher, als bis man auszieht. Uebrigens ist seine Frömmigkeit so frei von Schwärmerei, von Verfolgungsgeist, Bitterkeit und Intriken, als seine Gelehrsamkeit von Pedantisme. Jetzt beschäftigt er sich, einen kronologischen Inbegrif unsrer Geschichte abzufassen, der das Verdienst haben wird, eine genaue Zeitrechnung, wohleingerichtete Geschichtstabellen, und einen Auszug der Begebenheiten zu liefern, ohne dabei trocken oder platt, oder langweilig zu sein. Hier wird man nicht nur alles finden, was dazu dient, die vornehmsten Epoken unsrer Geschichte zu behalten, sondern man wird diesen Auszug auch von einem Ende zum andern lesen können, ohne es müde

zu werden, da der Verfasser für seine Leser auf diesem langen Wege gleichsam Ruheplätze angebracht hat. Die wichtigsten Begebenheiten werden hier mit Klarheit und Bestimmtheit dargestellt sein, und bei jeder großen Epoke wird durch eine Reihe Bemerkungen ein Gemälde unsrer jedesmaligen Sitten entworfen werden. So wird dieses trefliche Buch das Muster vieler andern guten und nutzbaren Bücher werden, und es ist glaublich, daß man bald alle Geschichtsbücher in diesem Geschmacke schreiben, und daß es der Saame einer neuen Darstellungsart sein wird. Dabei räume ich indessen ein, daß der litterarische Ruhm des Präsidenten Henault nie an den der Fontenelle und Montesquieu reichen wird, glaube aber, daß sein Werk weit nützlicher als alle die ihrigen sein wird, weil es den Wissenschaften eine neue Laufbahn eröfnet, während die andern nur schlechte Nachahmer hervorbringen werden, die auf Irrwege gerathen, indem sie in jener Fußtapfen treten wollen. Um den Karakter des Präsidenten Henault noch mit wenig Worten anzugeben, so ist er geschickt in jede Lage ohne Schurke zu sein, sanft ohne süß zu werden, dienstfertig ohne Eigennutz und Ehrgeiz, höflich ohne zu kriechen, ein treuer Freund ohne Enthusiasm und Vorurtheil — mit einem Wort ein so vollkommnes Muster in der Gesellschaft, als es in seiner Art sein Buch ist.

Unsre Geberden sind blos äusserliche Eigenschaft, aus der sich aber Schlüße auf den Karakter und die innere Stimmung des Menschen machen lassen. Wer Herr über sein Gesicht

sicht und die Bewegungen des Körpers bleibt, zeigt, daß er sein kaltes Blut behält, wer das nicht kann, zeigt, daß er in Verwirrung geräth, und er seiner Gedanken nicht Meister ist, und daher wissen die Ausgelernten in der Galanterie wie in der Politik hievon recht gut Gebrauch zu machen, um vorwärts in ihren Unternehmungen zu kommen.

Es würde eben so niederträchtig als unschicklich sein, wenn man Damen öffentlich ausser Fassung zu bringen suchen wollte, aber es giebt Gelegenheiten unter vier Augen, wo es nicht nöthig ist, sie mit so großer Schonung zu behandeln. Eben so wagt der Politiker in Privatunterredungen kühne unerwartete Vorschläge, beobachtet die Wirkung, welche sie auf seinen unvorbereiteten Gegner machen, und richtet nach Maaßgabe dieser Wirkung sein Verhalten ein. Eine allgemein gewiße Regel ist es, daß der Mann von Welt niemand in Verlegenheit setzen, und immer auf seiner Hut sein wird, daß ihn andre nicht drein sehen, denn nichts als Verlegenheit läßt Leute von Kopf in der Rolle der Thoren auftreten.

Sobald man im Amt ist, oder sein Glück gemacht hat, erlangt man bald jenes wichtige Ansehen, was gewisse Leute für unterscheidendes Kennzeichen und Beweis einer hohen Würde halten. Indessen sollte man, je höher man gestiegen ist, auch desto herablassender sein, gewisse Gelegenheiten ausgenommen, wo es nothwendig wird zu zeigen, wer man ist, um diejenigen in Schranken zu halten, welche es vergessen könnten.

Ich habe irgendwo gelesen, man müße sein Ansehen nie so weit wegwerfen, daß man nöthigenfalls es nicht wieder finden könne, weil das Ansehen oft nöthig ist, die Würde selbst zu befestigen. Nie strafe man mit der Miene der Aengstlichkeit, sonst ist alle Wirkung der Strafe verlohren, aber man scheine die zu beklagen, welche zu strafen man genöthigt ist; man scheine mißvergnügt zu sein, abschlägige Antworten ertheilen zu müßen, und glücklich und zufrieden zu sein, wenn man Gnaden hat austheilen können. Man wird antworten: Daß dies leicht gesagt, aber schwer auszuführen sei; ich gestehe dies auch ein, so weit aber muß es eben der Mann im Staatsdienst zu bringen suchen: Hic meta laborum.

Schwätzer und Poltrons haben selten Fassung, oder verlieren sie wenigstens sehr leicht. Aechten Dummköpfen mangelt sie gänzlich, halbe besitzen zuweilen welche, und dies gereicht ihnen zu großem Nutzen, da ein Theil ihrer Dummheit dadurch verhüllt bleibt.

Im Umgange mit Höhern seine Faßung zu behalten, wird dem wohlerzognen Manne niemals schwer, denn schon frühzeitig lernte er, daß es gefährlich ist, unverschämt zu sein, daß man sich aber verächtlich macht, wenn man ins Kriechende fällt. Da der rechtschafne Mann sich keine Vorwürfe zu machen hat, kann er nie in Verlegenheit kommen, auf ihm gethane Foderungen zu antworten, und hat er zu fodern, so führt er seine Gründe mit dem Vertrauen an, das Tugend und gutes Gewissen einflößen. Es ist eben so noth-

wendig,

wendig, kurz in Auseinandersetzung seiner Gründe als in Erzählungen zu sein, bei diesen muß man eilen zur Sache zu kommen, alles was Eingang ist abkürzen, und nichts sagen, als was die Absicht der Erzählung fühlbar machen kann. So muß auch der, welcher ein Gesuch anzubringen hat, nur das anführen, was den Endzweck, den er erreichen will, ins Licht setzt, blos solche Gründe, welche für den, mit welchem er spricht entscheidend sein können, alle Nebendinge weglassen, und alles was nicht zur Hauptsache gehört, im Eingange anbringen.

Höhern fällt es weit schwerer, sich gut gegen Niedere zu benehmen. Wer ein Gesuch gut aufnehmen will, muß wissen mit wem er redet, und wovon die Rede ist, und das weis man nicht immer sogleich; so lange man es aber nicht weis, muß man weder ein abschreckendes noch gar zu gefälliges Ansehen annehmen, sich Mühe geben, den Supplikanten zur Sache zu bringen, kein gehäßiges Vorurtheil blicken lassen, nichts versprechen, als was man sicher halten kann, und zu nichts Hofnung geben, als was gerecht und billig ist. Alles aber muß man mit jener Kunst behandeln, die man nur durch Kenntniß der großen Welt, nicht im Staube des Kabinets erlanget.

Schon seit langer Zeit hat man die Bemerkung gemacht, daß Männer, die von großem Herkommen sind, weit weniger Stolz äussern, als die Glückspilze; aber was noch niemand bemerkt hat, ist dieses, daß die größten Fürsten von

Natur sehr furchtsam sind. Gewohnt sich über alles erhaben zu glauben, macht sie der geringste Gedanke, daß jemand über ihnen stehe, furchtsam; und ohngeachtet sie keinen größern Herrn als sich selbst kennen, so schlägt sie doch Witz, Wissenschaft, Kenntnisse aller Art, selbst die äussere Gestalt nieder. Wenn sie ihre Blicke auf sich selbst werfen, fühlen sie, daß sie in gewisser Betrachtung unter einigen ihrer Unterthanen und Hofleute stehen; und ich kenne Fürsten, die weit verlegner sein würden mit einem Gelehrten zu sprechen, als dieser, wenn er eine öffentliche Rede an sie halten sollte. Die Furchtsamkeit unsrer Fürsten äussert sich durch Geberden, Sprache und Haltung des ganzen Körpers, und es würde so unnütz als am unrechten Orte sein, wenn ich Beispiele davon anführen wollte.

Geselliger Umgang ist Trost und Erholung für den Gelehrten und Denker; sie gewährt Erholung von den Arbeiten des Studierzimmers und vielleicht, daß Studieren und Umgang gleich nutzbar sind, wenn sie wechselsweise gebraucht werden. Vorzüglich ist dies in Absicht der Jugend wahr, die eben soviel Nutzen aus dem Umgang mit erfahrnen Leuten ziehen können, als aus alten mit Gelehrsamkeit und Thatsachen vollgepfropften Büchern. Bloßer Umgang aber ist nicht hinreichend, weil das was man dabei lernt, kein Ganzes ist, so wie bloßes Lesen ermüdet, und den Geist zu Boden drückt, weil die meisten Bücher die Aufmerksamkeit zu lange auf einen Gegenstand heften. Ich kenne einen geistlichen Orden, (die Jesuiten) dessen räthselhafte Grundsätze von diesen getadelt, von jenen bewundert werden, aber gewiß viel gute

Schrift-

Schriftsteller hervorgebracht hat. Diese Gesellschaft nimmt soviel möglich niemand an, als Leute, welche glückliche Anlagen haben, und so lange die Studien währen, haben die jungen Väter täglich vier Stunden Umgang mit den Alten, welche die meiste Wissenschaft, Erfahrung und Weltkenntniß besitzen. Daher wird man auch bei den Jesuiten mittheilend, offenherzig und liebenswürdig, statt daß bei den andern Orden, deren Ursprung im Einsiedlerleben liegt, die Tage in Gebetsübungen, einsamen Nachdenken und stillschweigendem Zuhören verstreichen.

Wer frühzeitig daran Geschmack gewonnen hat, sich durch Umgang mit andern zu unterrichten, findet Freude daran, in Gesellschaft von Greisen zu sitzen, die ihm erzählen können, was sie gesehn und erfahren haben. Das habe ich bei dem Abt von Choisy empfunden, mit welchem ich die letzten Jahre seines Lebens (er starb 1724 über achtzig Jahre alt) umgegangen bin. Ohngeachtet aller der Freundschaft, die er für mich gehabt hat, muß ich eingestehen daß er eben nicht allzugroße Achtung verdiente, da seine Seele wirklich schwach, und er wirklich mehr gesellig als wirklich gesittet war; aber er hatte sich eine Stelle in der Akademie, und auch eine Art von Ansehen darinnen erworben, weil er die Gabe hatte, gut zu sprechen und zu schreiben. Er hatte auch nie weder zum Bischof tüchtig, noch bei irgend einer wichtigen Angelegenheit brauchbar geschienen; die weibische Erziehung, welche er erhalten hatte, klebte ihm stets an, und da er über das Alter hinaus war, sich als ein Weib zu kleiden, war er nie im Stande als ein Mann zu denken.

Bei

Bei allen diesen Fehlern lies sich ihm, da ich ihn als einen sehr alten Mann gekannt habe, recht gut zuhören, denn er hatte einen Haufen Anekdoten vom Hofe, an welchem er gewesen war, und der Akademie, mit welcher er lange Zeit in Verbindung gestanden, im Kopfe. Sein Geschmack war fein genug, über den Werth eines witzigen Einfalls zu urtheilen, die beßten wußte er auswendig, und wiederholte sie beständig; ich habe auch verschiedne derselben in den Handschriften, die er mir gelassen, gefunden; denn kurze Zeit vor seinem Tode gab er mir alle seine Papiere. Ich zog aus, was mir am wichtigsten zu sein schien, und füllte drei dicke Bände damit an, allein da ich sie einer Dame vom Stande zum Durchlesen lieh, gab sie diese dem Abt Olivet, der ein Werkchen in zwei kleinen Bändchen unter dem Titel: Denkwürdigkeiten aus der Geschichte Ludwigs XIV. durch den verstorbnen Abt von Choisy, in Holland daraus zusammendrucken lies. Unstreitig enthalten diese zwei Bändchen, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Blüte meiner Handschrift, indessen sind noch einige Einfälle übrig, die ich mit einigen Bemerkungen über seine Schriften begleiten kann.

Seine Mutter war eine Frau von Kopf, aber auch wahrscheinlich sehr zu Ränken aufgelegt. Sie hatte Theil an dem Geheimniß der Cinqmarischen Verschwörung gehabt, die sich so tragisch für diesen jungen Herrn und seinen Freund de Thou endigte. Diese ganze Sache war im Grunde eine unüberlegte Intrike ehrgeiziger Weiber. Die Prinzeßin Maria von Gonzaga, nachherige Königin von Polen, hatte sich heftig

heftig in Cinqmars (der für einen Mann aus niedern Bürgerstande schon ein ansehnliches Glück gemacht hatte) verliebt, und sich in den Kopf gesetzt, daß der Oberstallmeister verbunden mit den Feinden des Staats, den Kardinal Richelieu (der schon krank war) in Furcht setzen, und sich die Würde des Konnetable werde verschaffen können. Frau von Choisy war Mitwisserin dieser thörigten Intrike und die Prinzeßin von Gonzaga hatte sie versichert, daß sie ihren Mann zum Siegelbewahrer machen werde, der gar nicht daran dachte, daß seine Frau so besorgt für sein Glück sei. Herr von Choisy war Intendant der Provinz Languedok, und erhielt den Auftrag, Herrn von Cinqmars in Montpellier in Verhaft zu nehmen, und sich seiner sämtlichen Papiere zu bemächtigen. Er fand ihn in voller Arbeit, eine Menge derselben zu verbrennen, und sicher gerade diejenigen, die zu seiner Ueberführung dienen konnten. Herr von Choisy lies ihn aus wahrer Gutherzigkeit verbrennen was ihm gut dünkte. „Sie thun Recht daran, sagte der Oberstallmeister zu ihm, „daß Sie mir diese Gefälligkeit erweisen, denn es würde Ihnen leid thun, wenn Sie fänden, was ich verbrenne.“ Und wirklich waren es Briefe der Prinzeßin Maria, vielleicht auch ihrer Vertrauten der Frau von Choisy. Daher kam es auch, daß, ohngeachtet hinlängliche Beweise zur Verurtheilung des Herrn von Cinqmars da waren, sich doch keiner fand, der die Intriken dieser Damen aufgedeckt hätte. Der Abt hat mir oft wiederholt, was er in seinen Memoiren nur berührt, nemlich, daß es ein bloßer Staatsstreich des Kardinal von Mazarin war, daß Ludwigs XIV. Bruder auf eine so äusserst weibische Art, die ihn feigherzig und verächt-

ächtlich machen mußte, und uns im höchsten Grade sonderbar und lächerlich vorkommen würde, erzogen wurde. Frau von Choisy hatte zu viel Lust zu allem, was wie Intrike aussah, als daß sie zu dieser Thorheit nicht die Hand geboten hätte, und um dem Prinzen gefällig zu sein, erzog sie ihren Sohn eben so. Was den Prinzen betrift, so muß man wirklich die Achseln zucken, daß der Kardinal Mazarin zu so elenden Hülfsmitteln, die eben so unnütz als übel ausgedacht waren, seine Zuflucht nahm. Trotz dieser schlechten Erziehung, ward der Prinz doch ein wackrer Soldat, da im Gegentheil Gaston Ludwigs XIII. Bruder, bei allem, was man gethan hatte ihn recht furchtbar zu machen, doch ein sehr verachtungswürdiger Prinz blieb. Der Abt von Choisy behauptete so lange er konnte den häßlichen Gebrauch, sich als ein Weib zu verkleiden, und die Thorheiten, die er in dieser Kleidung begieng, sind sattsam bekannt.

Eine der Handschriften, die ich von ihm in Händen habe, enthält seine Geschichte unter dem Namen: Geschichte der Gräfin des Barres: Sie ist noch ungedruckt, ich glaube aber, daß es geschehn wird, denn eben der, welcher die Memoiren des Abts herausgegeben hat, hat auch von diesem Buche Abschriften bekannt gemacht. Wer es liest, wird es sehr gut geschrieben, voll wollüstiger, nicht allzu erbarer aber angenehm zu lesender Schilderungen finden. Zugleich wird man diese Geschichte sehr unwahrscheinlich finden, wiewohl ich versichern kann, daß sie vollkommen wahr ist. Lange Zeit nachher, da der Abt das Leben Davids und Salomons, erbauliche Geschichten und die Kirchengeschichte geschrieben hatte,

er-

erzählte er mir seine Thorheiten noch mit unsäglichem Vergnügen, und ich mußte den Mann voll Verwunderung ansehen, dessen Leben aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt war.

Eine der weitläuftigsten Handschriften, die mir mit gestohlen worden, waren Beiträge zur Lebensgeschichte des Kardinals von Bouillon, dessen vertrauter Freund der Abt von seiner Kindheit an bis an seinen Tod gewesen war. — In dieser Handschrift befinden sich zwei Abschnitte, die zwar eigentlich nicht dahin gehören, aber doch eine gute Schilderung zweier Minister Ludwigs XIV. sind: Der eine handelt vom Herrn von Pomponne. — Der Abt von Choisy besaß die Abtei St. Seine in Burgund, die nicht beträchtlich ist, weil sie nicht mehr als sechstausend Livres jährliche Einkünfte bringt. Ausserdem war er noch Prior zu St. Lo in der Normandie, und Dechant bei der Domkirche zu Bayeux, wovon zusammen er vierzehntausend Livres Einkünfte hatte. Die Priesterweihen erhielt er erst auf seiner Reise nach Siam.

Ein andres Stück, das ich in seinen Papieren gefunden habe, ist überschrieben: Denkwürdigkeiten des Herren von Conac, vormals Bischof von Valence, nachher Erzbischof von Aix. Dies war ein sehr witziger Kopf, der sein Lebelang voll Schnurren und Einfälle war. In seiner Jugend lebte er an den Höfen des Prinzen Conti, Bruders des großen Condé, und Sr. K. Hoheit des Bruders Ludwigs XIV, die er Zänkereien halber wieder verlies, deren Geschichte in dieser Handschrift enthalten ist, und die

der

der Abt Olivet fast ganz unter dem Titel: Siebentes Buch der Beiträge zur Geschichte Ludwigs XIV. herausgegeben hat. Ich füge dem, was Olivet bekannt gemacht hat, hier nur noch zwei Anekdoten hinzu, von denen die eine den Verdacht betrift, welchen man über die Todesart der Prinzeßin Henriette, erster Gemahlin des Herzogs von Orleans gefaßt hatte. Man weis, daß diese Prinzeßin an einem Sommerabend zu St. Cloud krank ward, nachdem sie eine von einem ihrer Mundofficianten gereichte Erfrischung getrunken hatte. Ihr Tod verursachte eine allgemeine Betrübniß: Am meisten aber waren ihre Bediente, welche ihre Bedienungen zu verlieren fürchteten, bestürzt. Der Herzog sprach ihnen aber Muth zu und versprach, daß sie, wenn er sich wieder verheirathen würde, ihre vorigen Bedienungen wieder antreten sollten, bis dahin lebten die armen Leute so gut sie konnten, ohne Gehalt und ohne Kost. Ein einziger gieng nach Paris, kaufte dort ein Haus, und schien sehr zufrieden mit seinem Schicksal. Da wenig Jahre darauf der Herzog sich mit der Prinzeßin von Baiern vermählte, welche die Mutter des Herzogsregenten war, hielt er wirklich sein Wort, und sagte, indem er seiner Gemahlin das Verzeichniß dieser Bedienten überreichte, daß nicht ein einziger seit dem Tode ihrer Gebieterin gestorben sei. Da sie aber gleichwohl gewahr ward, daß eine Stelle nicht besetzt war, fragte sie um die Ursache. Der befindet sich wohl, erwiederte der Herzog, aber in Ihre Dienste soll er nie treten: Und dies war ein Mundofficiant. Wahrscheinlich wollte die Herzogin nicht auf den Grund dieser Aeusserung dringen. Ich weis aber diese Anekdote gewiß, ich kenne Leute, die diesen Mann gekannt,

kannt, und mir seinen Namen, den ich vergessen habe, genannt haben. Er fieng nie ein Gespräch vom Herzog oder seiner Gemahlin an, und ohngeachtet er zu Paris wohnte, gieng er doch nie nach Saint Cloud oder Versailles; ja man behauptet, daß er jedesmal in Verwirrung gerieth, wenn der Name seiner ehemaligen Gebieterin genannt ward.

Der Abt von Conac war es, der da ihm in seinem Alter und als Erzbischof von Aix erzählt ward, daß der H. Franz von Salles kanonisirt worden sei, ausrief: „Wer? „Herr von Geneve, mein alter Freund? Freut mich das „Glück, das er gemacht hat; er war ein artiger, liebenswür„diger und sogar ein ehrlicher Mann, wenn er gleich im Pi„ket, das wir manchmal zusammen gespielt haben, ein wenig „tuschelte.“ — Man kann leicht denken, daß die Gesellschaft zu lachen anfieng. Aber Ew. Hochw. bedenken, sagte man, ein Heiliger und im Spiel betrügen? — „Hm! erwie„derte der Erzbischof, er sagte, was er gewönne gehöre den „Armen.“

Weiter habe ich in den Papieren des Abts von Choisy gefunden: Zwei kleine gutgeschriebene Romane; einen Ritterroman, und einen im morgenländischen Geschmack, und die Begebenheiten eines Abt von Saze. Der Abt hat auch eine kleine Geschichte der Frau von Guercheville hinterlassen, aus welcher die meisten Anekdoten bekannt sind. Jedermann weis, daß diese Dame sehr schön war, daß Heinrich IV. sich heftig in sie verliebt hatte, daß sie ihm Widerstand leistete, und der König so viel Hochachtung für sie gewann, daß er

sie

sie zur Ehrendame von der Königin ernannte, mit den Worten: Wenn er eine rechtschafnere Frau im Reiche gekannt hätte, würde er dieser den Vorzug ertheilt haben. Der Abt hat mir aber mündlich einen Umstand aus dem Leben dieser Dame erzählt, den ich mich nicht erinnere, irgendwo gelesen zu haben. Da Heinrich IV. wußte, daß Frau von Guercheville sich zu Roche-Guyon befand, beschloß er sie zu besuchen, und schickte also einen Edelmann ab, ihr wissen zu lassen, daß da die Jagd ihn in diese Gegend geführt habe, er sie um ein Abendessen und ein Nachtlazer bitten lasse. Die Dame erwiederte ehrfurchtsvoll, wie sie alles mögliche thun werde, um den König nach Würden zu empfangen. Entzückt kömmt der Monarch an, und findet unten an der Treppe Frau von Guercheville völlig geputzt mit allen ihren Bedienten, die ihn in das schönste Zimmer des Hauses führet. Im Vorbeigehen vor der Küche sah er die Zubereitungen zu einem großen Gastmahl, und die Dame sagte ihm, daß, sobald er ausgeruht wäre, man ihn bedienen würde. Wirklich war das Essen fertig, so wie er es verlangte; da er aber eben im Begrif war sich an die Tafel zu setzen, erfuhr er, daß Frau von Guercheville ihren Wagen genommen und das Schloß verlassen habe. Erstaunt und betrübt lies er sie um die Ursache fragen, und erhielt folgende Antwort: „Ein „König muß überall Herr sein wo er ist, und ich bin gerne „frei wo ich bin.“ Die Anekdoten vom Marquis von Arquien, dem Vater der Königin von Polen, und Gemalin des Johannes Sobiesky, welche der Abt Olivet gesammlet hat, stehen in den Beiträgen zur Geschichte Ludwigs XIV, wo sie das achte Buch ausmachen.

Ferner

Ferner habe ich in des Abts Papieren ein Stück gefunden, das nicht öffentlich bekannt worden ist, ohne Zweifel deshalb, weil diejenigen, welche die andern abschrieben, dieses nicht gehörig ausgearbeitet fanden, welches auch wahr ist, ohngeachtet es übrigens einige wichtige Ideen und artige Bemerkungen enthält. Im J. 1692 war im Luxemburg eine kleine Akademie entstanden, welche sich mit Dingen beschäftigte, die keine Gegenstände der andern drei Akademien, der französischen, der schönen Wissenschaften und der Wissenschaften waren; wohin Staatsrecht, Politik, Rechtsgelahrtheit, Theologie und selbst Moralphilosophie gehörten. Diese neue Akademie sollte sich bei dem Abt von Choisy im Luxenburg, blos die Woche einmal, den Dienstag versammeln, und aus dreizehn Akademikern, den Herrn des Hauses, der soviel als Präsident war, mitgerechnet, bestehen. Von diesen dreizehn waren neun recht gut in der gelehrten Welt bekannt, und dies waren die Aebte von Dangeau, von Choisy, beständiger Sekretär, Testu, Renaudot und Caumartin, nebst den Herren Herbelot, Perrault, Fontenelle und dem Präsident Cousin. Ich besitze von dieser Akademie nichts als das Journal vom J. 1692; vielleicht bestand sie auch nicht viel länger. Man lies die Akademiker ein unverbrüchliches Stillschweigen angeloben, weil, da von Politik die Rede sein sollte, Dinge vorkommen könnten, die eben nicht gut auszuschwatzen sein mögten. Diese Vorsicht war sehr weise, und ich mögte drauf wetten, daß, weil sie nicht pünktlich in Obacht genommen worden, die ganze Unternehmung gescheitert ist.

Unter die vielen Bemerkungen, welche dieses Journal enthält, hat mir eine kleine Anzahl merkwürdig geschienen. Abt

Renaudot behauptete damals, daß Varillas Handschriften anführe, die nie existirt hätten, und ein andrer Akademiker versicherte: Man fände in der Klelia und andern neuern Romanen Schilderungen, welche Varillas gänzlich in seine Geschichte aufgenommen, ohne zu erröthen, daß er die Skudery bestohlen habe. Perrault las hier sein Gedicht über die Schöpfung der Welt, von welchem einige Stellen sehr viel Beifall fanden, andre aber heftig getadelt wurden: Die Aebte sagten, es sei zu viel Erdichtung darinnen, Moses hätte nicht als ein bessrer Physiker als er wirklich sei, dargestellt werden, vorzüglich aber nicht zu einem Schüler des Deskartes gemacht werden sollen. — Der Abt von Choisy überreichte der Gesellschaft seine Uebersetzung des Buchs, de imitatione Christi — bei welchem mir hier eine sonderbare Anekdote einfällt. Er dedizirte sie der Frau von Maintenon, die damals schon zugleich Frömmlerin und Beischläferin des Königs war. Um ihr etwas artiges zu sagen, lies er vor die Uebersetzung ein schönes Kupfer stechen, auf welchem Frau von Maintenon kniend vor einem Kruzifix vorgestellt wird, worunter die Worte Davids stehen: Audi filia, concupiscet Rex decorem tuum. Merke auf meine Tochter, der König wird Lust haben an deiner Schöne. Diese Anspielung erregte ein allgemeines Aergerniß. Man nöthigte den Abt Choisy, dieses Bild aus den noch übrigen Exemplarien wegzuthun, nachdem er blos einige weggeschenkt hatte.

Es ist bekannt, wie sehr die Erziehung des Grand-Konnetable von Montmorency vernachläßigt worden war, so daß er nicht einmal lesen und schreiben konnte; wenn er gleich

gleich des Scheins wegen ein Buch mit in die Messe nahm. Die Patente unterzeichnete er, wie sie ihm sein Sekretär vorlegte, und zwar auf eine sehr sonderbare Weise: Er machte nemlich so ein zwanzig Krakelfüße, worauf ihn sein Sekretär mit den Worten zurückzuhalten pflegte: „So ists „gut, gnädiger Herr!“ Die Gesellschaft sah mehrere solche Unterschriften. Bei dieser Gelegenheit ward erzählt, daß als ein gewisser Bischof von Anges, der, wie mich dünkt, Arnaud hies, blind worden war, er sich einen eisernen Stempel machen lassen, in welchen sein Name gegraben war, und dessen er sich zur Unterzeichnung, wo seine Unterschrift nöthig war, bediente. Dabei ward angemerkt, daß dieser Gebrauch nichts seltenes bei den italienischen Fürsten sei, und daß dies Eisen im italienischen cachetto genannt werde. In Spanien ist es unter dem Namen stampilla bekannt, und wird bei königlichen Verordnungen gebraucht; enthält aber keinen Namen, denn in Spanien werden nur die Worte gebraucht: Yo el Rey. „Ich der König,“ und diese Formel findet jederzeit Statt.

Der Abt Choisy hat mir eine Sammlung witziger Einfälle hinterlassen, in welchen mit unter sehr artige sind.

Der Ritter von Ferté war jung und unbesonnen; der König, der gegen seine Eltern sehr gnädig gesinnt war, wies ihm fünfhundert Thaler auf die Chatoulle mit diesen Worten an: „Junger Mann, so wie Ihr klüger werdet, „will ich diese Summe alle Jahre vermehren. — Ach, Sire! „erwiederte der Ritter, Ew. Maj. wissen nicht, wozu Sie

„sich da verbindlich machen; Sie haltens nicht aus, sag' „ich Ihnen.“

Herr Moreau, erster Leibarzt der Herzogin von Burgund, kam einst mit dem Degen an der Seite zum Herzog. „Gnädigster Herr, sagte er, finden Sie nicht, daß ich dem Ka„pitain Spezzaferro in der italienischen Komedie sehr ähnlich „sehe? — Nichts weniger, antwortete der Herzog, Spez„zaferro hat keinen Menschen getödtet.“

Der Marquis Dangeau war zugleich Hofmann und Schöngeist am Hofe Ludwigs XIV. Er ward 1668 in die Akademie aufgenommen, und starb erst 1721. Erst nach des Königs Tode räumte er ein, daß er, so lange der Monarch jung gewesen, nicht nur der Vertraute seiner Liebschaften war, sondern auch in des Königs Namen Liebesbriefe an die la Valiere schrieb. Das gute Mädchen gab sich unendliche Mühe darauf zu antworten, und mußte endlich ihre Entwürfe von dem nemlichen Markis ausfeilen lassen. Er hatte sich auch damit abgegeben, Verse für den König zu machen, und da er fürchtete sie allzugut zu machen, so trachten sie dem Monarchen wenig Ehre, der zuletzt auf rechtmäßige und entlehnte Dichtkunst Verzicht that.

Die Memoiren des Marquis von Dangeau enthalten ein Hofjournal von 1686 bis 1720, die ich durchgelesen habe, und die zwar viel geringfügige Umstände enthalten, worinnen aber auch wichtige Anekdoten befindlich sind, so, daß wenn sie auch keine wirkliche Geschichte des französischen Hofes

binnen

binnen dieses Zeitraums enthalten, es doch wenigstens gute Materialien sie zu schreiben sind.

Der Abt Dangeau, Bruder des Marquis, und ein vertrauter Freund von Choisy, hinterlies ihm drei oder vier dicke Hefte Bemerkungen, die ich mit des Abts Choisy Papieren erhalten habe, die aber so schlecht geschrieben sind, daß ich sehr zweifele, jemals das Beßte herausnehmen zu können.

Kromwell schickte den Lord Lockart mit dem Titel eines Gesandten nach Frankreich, und dieser Herr wurde hier mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Einmal, da der alte Marschall von Villeroi mit diesem Engländer sprach, fragte er ihn, warum Kromwell statt des Titels Protektor, nicht gleich die königliche Würde angenommen habe. „O, sagte „Lockart, wir Engländer wissen wohl, wie weit sich die Vor„rechte der Könige erstrecken; aber das wußten wir noch „nicht, wie weit ein Protektor seine Macht ausdehnen „könne. “

Zur Zeit der gezwungnen Bekehrungen in den mittäglichen Provinzen, die unter dem Namen Dragonaden bekannt sind, schickte der Marschall von Tessé ein Detaschement Dragoner in ein Dorf, dessen Einwohner um der angedrohten Plünderung zu entgehen, eilig an den Marschall schrieben, daß sie sich bekehren wollten. Auf dieses Versprechen schickte der Marschall den Befehl an den Hauptmann, daß er mit seinem Detaschement zurückkommen sollte. Aergerlich, daß ihm ein so fetter Bissen entrückt ward, sagte dieser bei seiner Rückkunft. „Gnädiger Herr, die Schurken halten Sie zum

„Narren; wir haben ja nicht einmal Zeit gehabt, ihnen „die Anfangsgründe der christlichen Lehre beizubringen.“

Gregor XIII. hatte dem Kardinal Borromeo seine Erhebung auf den päbstlichen Stuhl vorzüglich zu verdanken, der ihm aber seine und seiner Freunde Stimme blos deshalb, weil er ihn für sehr uneigennützig hielt, gegeben hatte. Da aber der Pabst, sobald er im Besitz war, seine Familie ganz ausserordentlich zu bereichern anfieng, sagte der Kardinal einmal zu ihm: „Heiliger Vater, wenn ich gewußt „hätte, daß Sie als Pabst sich so betragen würden, Sie „hätten nie mein und meiner Freunde Stimmen erhalten. „— Hm! erwiederte der Pabst, wußte es denn der heil. Geist „nicht? — “

Als der Abt von Boisrobert gegen den Kardinal Richelieu sich einst über eine hohe Magistratsperson lustig machte, raunte ihm ein Kammerdiener zu: „Bedenken Sie wohl „was Sie sagen, mein Herr Abt; ich werde M. alles wie„der sagen, denn er ist mein Vetter. — Sag ihm wieder „was du willst, erwiederte der Abt, ich werde ihm sagen, daß „du sein Vetter zu sein behauptest, und er wird aufgebrach„ter gegen dich als gegen mich sein.“

Als die Königin Kristina einmal durch eine gewisse Stadt Frankreichs reiste, hielt der dasige Konsul, der reformirter Religion war, ein beredter Mann, die Anrede: Sie hörte ihm mit Aufmerksamkeit und Vergnügen zu: „Aber „mein Herr, sagte sie endlich: Sie haben ja nichts von „meiner Abdankung und Bekehrung gesagt. — Gnädigste

„Frau

„Frau, versetzte er, ich wollte eine Lobrede auf Sie halten, „aber nicht ihre Geschichte erzählen.“

Nachdem Philipp IV. das Königreich Portugall, Katalonien und einige andre Provinzen verlohren hatte, nahm er den Beinamen der Große an. „Unser Herr, sagte der „Herzog von Medina Celi, ist wie die Löcher, er vergrößert „sich, jemehr er verliert.“

Als der Prinz von Kondé den Oestreichern, welche von dem General Mercy einem wackern Soldaten kommandirt wurden, das Treffen bei Nerwinden lieferte, ward er gewahr, daß die Feinde ein falsches Manöver machten. „Ha, „rief er, gewiß ist Mercy tod,“ drang in die Deutschen ein, und gewann das Treffen. Was er gemuthmaßt hatte, war wahr. Dieser Mercy ist der General, auf dessen Grabmal man die Inschrift setzte: Siste Viator, Heroëm calcas: Steh still Wandrer, du trittst auf einen Helden.

Als Kondé einst mit einem Manne im Wagen sas, der sehr langweilige Geschichten erzählte, sagte er zu ihm: „Lieber Herr, entweder machen Sie mich nicht schläfrig, oder „lassen Sie mich schlafen.“

Der zweite Heft, den ich vom Abt Choisy habe, enthält die sechs ersten Bücher des Werks, das unter dem Titel: Beiträge zur Geschichte Ludwigs XIV. gedruckt ist; zum Schluße des Bandes aber habe ich eine Unterredung des Abts mit dem Marquis von Canillac, über die Verfassung des Hofs im J. 1720 gefunden, die der Abt Olivet nicht ge-

wagt hat, bekannt zu machen. Der Marquis behauptet, daß der Regent von Natur kein böses Herz habe, wenn er gleich das Sonderbare und Ausserordentliche liebe, daß er sehr für alles Sistematische eingenommen sei, und deshalb auch Laws Sistem angenommen habe. Jedermann gesteht ein, daß dies Sistem, wenn es gehörig erwogen, und in genau bestimmte Grenzen eingeschränkt worden wäre, das Reich gerettet haben würde, allein man trieb es zu weit; Law selbst hatte nicht Kopf genug, er war wie der Regent ein sonderbarer, sistematischer Mann, konnte aber seinen Ideen keinen Zügel anlegen, und begieng als Generalkontrolör einen dummen Streich nach dem andern. Er hielt sich für einen Adept, und wirklich haben mich Leute, die ihn zu Venedig kannten, versichert, daß er untrügliche Geheimniße besas, im Spiel Geld zu gewinnen. Allein es gehört weit mehr Kunst dazu den Staat zu bereichern, als eine Privatperson reich zu machen. Der Regent sagte einst zum Marquis von Canillac, daß, da die Bank im übeln Ruf sei, man eine neue Art von Kredit ausstinnen müße. „Da gehn Sie fehl, Gnä„digster Herr, erwiederte der Marquis, Sie hatten welchen, „ließen ihn sich nehmen, und werden nun Zeitlebens keinen „wieder erhalten.“

Ich will hier noch anführen, daß das Volk bei dem Tode des Regenten über den Schaden, den viele Leute an der Menge Bankzettel erlitten hatten, ganz aufgebracht war, und man die Bedeckung, die den Körper nach St. Denis bringen half, verdoppeln mußte; als aber die Pariser das Ministerium des Herzogs und der Gebrüder Paris ver-

sucht

sucht hatten, gestanden sie ein, daß der Regent zu bedauern sei.

Der dritte Band von des Abts Choisy Handschriften, enthält die Geschichte der vorgeblichen Gräfin des Barres. Dies skandalöse Buch ist nur zum Theil gedruckt, ich will aber nichts weiter von einer Schrift sagen, die meinem Verwandten und alten Freund keine Ehre macht.

Man kann leicht denken, daß ich alle Werke besitze, welche der Abt hat drucken lassen. Ueber jedes will ich jetzt ganz kurz meine Meynung sagen.

Der Abt Choisy betrat die schriftstellerische Laufbahn nicht eher, als bis er aufgehört hatte ein lächerliches, sonderbares Leben zu führen, und auch da geschah es nicht gleich. Da er in der Kleidung seines Standes nach Paris zurückkam, gieng es ihm wie den Weibern, die galant und kokett gewesen, und alt worden sind; sie haben die Wahl, ob sie sich aufs Spiel, auf Intriken, auf Schöngeisterei oder auf die Frömmelei legen wollen. Der Abt von Choisy spielte diese Rollen eine nach der andern. Zuerst spielte er, und verlor fast sein ganzes Vermögen, so daß ihm nur seine Pfründen übrig blieben. Unter andern besas er die Abtei Saint-Seine, wohin er sich begab, und dort Bekanntschaft mit dem berühmten Bussy-Rabutin machte, der ihm den Rath gab, dem Spiel zu entsagen, und Bücher zu schreiben. Bussy entdeckte, daß der Abt Talent besas Erbauungsbücher zu verfertigen, die auf eine angenehme Weise geschrieben sein würden, und auch von Weltleuten gelesen werden könnten,

denen

denen gewöhnlich dergleichen Bücher Ekel machen. Der Abt benutzte dennoch diesen Rath erst etliche Jahre darauf. Während der Zeit gieng er wieder nach Paris, und trat mit dem Kardinal von Bouillon in Verbindung, der, da er 1676 nach Rom zum Konklave gehen wollte, ihm den Vorschlag that, mit ihm zu kommen, und sein Konklavist*) zu sein. Choisy willigte ein, und hat mir nachher oftmals Dinge von diesem Konklave erzählt, welche sattsam beweisen, daß die italienischen Kardinäle große Meister in kleinen Intriken sind. Eine große Krankheit brachte den Abt 1683 zu dem Entschluß sich zu bekehren, und seit der Zeit war er von Herzen fromm. Nach dieser Krankheit verfertigte er mit seinem Freunde dem Abt Dangeau ein Werk, das 1685 neu aufgelegt ward. Dies waren vier Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele, das Dasein Gottes, die Vorsehung und die Religion. — Das folgende Jahr 1686 begieng er seine letzte Thorheit: Die Reise nach Siam. — Die Ankunft der Siameser in Frankreich und der französischen Gesandten in Siam, ist überhaupt ein Vorfall, der zu vielen philosophischen Bemerkungen Anlaß geben kann; es war eine politische Komödie, wie es viele dieser Art unter Ludwigs XIV. Regierung gegeben hat. Der Abt von Choisy belustigte bei seiner Zurückkunft Hof und Stadt mit der Erzählung seiner Reise; sein Buch darüber machte ihn vollends bekannt, und öfnete ihm den Eingang in die französische Akademie im J. 1687. — Im J. 1724 starb Choisy, und sein Nachfolger Portail, erster Präsident, und der Direktor von Valincourt, schil-

*) Schreiber des Kardinals im Konklave.

schilderten ihn so, wie er in den letzten Jahren seines Lebens war: Liebenswürdig im gesellschaftlichen Umgange, sanft und frölich. Als Gelehrter hat er im Felde der Geschichte den meisten Ruhm geerndtet. Im J. 1668 gab er eine Erklärung der Psalmen heraus, vor welcher das Leben Davids vorhergieng, in welchem er diesen Monarchen mit Ludwig XIV. verglich. Das Buch fand keinen Beifall, aber Davids Leben gefiel, theils weil es gut geschrieben war, theils weil es Mode war, Ludwig XIV. zu loben; daher ward es auch allein wieder aufgelegt, und kurze Zeit darauf folgte das Leben Salomos, das eben so schmeichlerisch geschrieben und noch mehr bewundert ward, besonders das Stück, wo er die Audienz beschreibt, welche Salomo den Gesandten der indischen Könige giebt.

Christliche Gedanken, die 1690 herauskamen, gefielen nicht, dennoch aber gab er 1692 die Uebersetzung des Thomas Kempis heraus. Belehrt durch die Kritik, welche dieses Buch erlitt, schränkte er sich blos auf Geschichte ein, und hier gelang es ihm vollkommen, denn wenn seine Schreibart auch nicht stets so edel ist, als es die Gegenstände erfodern, so ist er doch angenehm, rein und gut zu lesen. Vorzüglich gehören hieher die Lebensbeschreibungen Philipps von Valois, des Königs Johanns, Karls V. und VI, und endlich 1695 Ludwigs des Heiligen, die vom Hofe sehr gut aufgenommen, und zu einer Lektür für Kinder gebraucht wurden. Und in der That ist nichts so belehrend als Geschichte, die mit Verstand stets mit Hinsicht auf Nutzen geschrieben, und mit kurzen aus den Begebenheiten fließenden

mo-

moralischen Bemerkungen durchwebt ist. Der Abt von Choisy macht keine Jagd aufs Sonderbare, und hält es für keine nützliche des Anstaunens werthe Entdeckungen, Thatsachen, die bisher unbekannt waren, aufzuspüren, wenn kein moralischer Zweck damit erreicht werden, die Menschenkenntniß, die Bekanntschaft mit der Vorwelt nicht dadurch erweitert werden kann.

Zuletzt unternahm der Abt seine Kirchengeschichte; denn ohngeachtet Tillemont und der Abt Fleury die ihrigen schon angefangen hatten, so konnten sich diese drei Schriftsteller doch einander nicht in den Weg kommen. Tillemont hatte sein Buch mit einer Gelehrsamkeit angefüllt, die, wenn sie es auch auf der einen Seite sehr schätzbar macht, doch auf der andern gar nicht paßend für Leser aus ungelehrten Ständen ist; überdies befaßt es auch nur die ersten sechs Jahrhunderte. Die des Abt Fleury, welche 1691 herauszukommen angefangen hatte, schien, so treflich sie war, und so weise und mechanisch der Verfasser dabei zu Werke gieng, sehr Bändereich zu werden. Das Werk des Abts Choisy war im Gegentheil so abgekürzt, daß sich die Vollendung bald absehen lies, und in der That, obgleich er schon sechszig Jahr alt war, als der erste Band 1703 herauskam, so erschien der letzte doch 1723. und das Ganze geht bis 1715. Mit Gelehrsamkeit ist es so wenig überladen, daß dem Verf. vielmehr der Vorwurf gemacht worden ist, zu wenig angebracht, seine Autoritäten nicht angeführt, und unter dem Vorwand einer Kirchengeschichte die Geschichte der christlichen Welt seit der Geburt Christi geschrieben zu haben. Allein er wollte eine

Kir-

Kirchengeschichte für jedermann schreiben, und das hat er gethan; auch hat er allein aus den besten Quellen geschöpft, und blos allgemein bekannte Fakta aufgenommen. Ferner war es nicht möglich, seine Leser von dem Fortgang der Religion und ihren Schicksalen zu belehren, ohne die Geschichte der christlichen Welt zugleich zu liefern. Er hat sich auf keine genaue Beschreibung der Streitigkeiten einelgassen, weil er unfehlbar lange Weile gemacht haben würde, aber jederzeit hat er sehr deutlich auseinander gesetzt, worinnen die Ketzereien bestanden, bei welcher Gelegenheit sie ihren Anfang genommen, welche große Begebenheiten sie bewirkt, und wenn sie wieder aufgehört haben. Die kitzlichsten Punkte, als die Kreuzzüge, das Kostnitzer und Basler Konzil, die Religionskriege in Frankreich, hat er mit viel Klugheit und Geschick behandelt. Blos der letzte Band zeigt Spuren von eitlem Geschwätz, aber dafür hat er sich mit viel Kunst bei der Geschichte der jansenistischen Händel genommen. Auch seine Reise nach Siam ist mit in diesem Bande. — Noch hat er 1706 das Leben der Frau von Miramion geschrieben, welche seines Bruders Tochter war: Ein treflicher Grund für ihn, ihr Leben zu beschreiben, aber keiner für das Publikum, es zu lesen.

Zuweilen sehe ich den Kardinal Polignac, und immer flößt er mir die nemlichen Empfindungen der Achtung und Ehrfurcht ein. Es scheint mir, als sei er der letzte große Prälat der gallikanischen Kirche, dem in französischer wie in lateinischer Sprache Beredsamkeit eigen, und dessen Gelehrsam-

samkeit von weitem Umfange sei. Im Gespräch ist er gleich schimmernd und belehrend, er weis von allem, und weis alles was er weis deutlich und angenehm vorzutragen. Er spricht über wissenschaftliche Gegenstände, wie Fontenelle sein Buch über die Mehrheit der Welten geschrieben hat, indem er die abgezogensten, trockensten Materien Weltleuten und Frauenzimmern sogar faßlich macht, und sie in Ausdrücken vorträgt, mit welchen man in guten Gesellschaften die alltäglichsten Dinge abhandelt.

Niemand erzählt mit mehr Annehmlichkeit als er, und er erzählt gern; aber die einfachsten Geschichten oder Züge von Belesenheit, die in jedem andern Munde abgeschmackt klingen würden, haben, unterstützt von seiner Figur und einer schönen Aussprache, Reiz in dem seinigen. Durch sein Alter hat er einige dieser letztern Vortheile verlohren, aber er behält ihrer noch genug, besonders wenn man sich erinnert, bei wieviel großen Gelegenheiten er seine Talente und natürlichen Annehmlichkeiten hat glänzen lassen. Mein Oheim, der Bischof von Blois, hat oft von seiner Jugend mit mir geredet. Seine Studien vollendete er mit ausserordentlichem Beifall, und seine Ausarbeitungen waren nicht allein treflich, sondern er behielt auch noch Zeit übrig, andern zu helfen, oder vielmehr ihre Arbeiten zu verfertigen, so, daß die vier Aufsätze, welche im Kollegium zu Harcourt, wo er studirte, die beiden Preise und die beiden Accessit erhielten, alle seine Arbeit waren. Da er in demselben Kollegium Philosophie studirte, vertheidigte er in einer öffentlichen Disputation das Sistem des Deskartes, und machte alle seine Gegner verstum-

stummen. Die alten Lehrer der Universität nahmen es übel, daß er den Aristoteles angegriffen hatte, und nun, weil sie dem Feind des Lehrers Alexanders keinen Grad geben wollten, vertheidigte er eine andre Thesis, und gab dem Aristoteles den Sieg über die Kartesianer.

Er war noch nicht lange Doktor der Theologie, als ihn der Kardinal von Bouillon 1689 mit zu dem Konklave nach Rom nahm, wo Alexander VIII. zum Pabst erwählt ward, und so wie der Abt Polignac in dieser Hauptstadt der christlichen Welt, die damals der Mittelpunkt der tiefsten Gelehrsamkeit und der feinsten Staatskunst war, angekommen war, ward er auch allgemein geschätzt und geliebet. Die französischen Kardinäle und der Gesandte dieses Hofs urtheilten, daß niemand geschickter sei als er, dem Pabst die berühmte Versammlung der französischen Klerisei von 1682 annehmlich zu machen, und so derb die Pille für den römischen Hof war, so kam der Abt von Polignac dennoch damit zu Stande. Auch erhielt er den Auftrag, die Nachricht davon nach Frankreich zu bringen, und bei dieser Gelegenheit hatte er eine besondre Audienz bei Ludwig XIV. der in französischer Sprache von ihm sagte, was Pabst Alexander VIII. in Italienischer gesagt hatte: „Dieser junge Mensch versteht „die Kunst zu überreden, zu was er will. Anfangs scheint „er gerade unsrer Meinung zu sein, hat aber immer eine „entgegengesetzte; und so kömmt er mit so viel Geschick„lichkeit zu seinem Endzweck, daß er zuletzt immer Recht „behält.“ Noch hatte er nicht die letzte Hand ans Werk gelegt, als ihn der Tod des Pabstes nach Rom zurück rief.

Hier

Hier wohnte er dem Konklave bei, wo Innozenz XII. erwählt ward, und kam 1692 nach Frankreich zurück.

Ohngefehr zwei Jahr nachher ernannte ihn der König in sehr kitzlichen Verhältnissen zum Gesandten nach Polen Johann Sobieski wollte sterben; Ludwig XIV. wollte nicht allein sein Ansehen in Polen behaupten, sondern auch dem König Johann einen Prinzen zum Nachfolger geben, der der Krone Frankreich ergeben sei. Der Prinz Konti hatte sich dazu angeboten, und Ludwig XIV. hatte dem Abt von Polignac den Auftrag gegeben, ihm, trotz der verwittweten Königin, die ihre Kinder begünstigte, und ohngeachtet aller Kabalen, die Krone zu verschaffen. Mit diesen geheimen Instruktionen war er ein Jahr vor Sobieskis Tode am polnischen Hofe angekommen, und hatte alle Polen durch die Leichtigkeit, mit welcher er Latein redete, bezaubert. Man würde ihn für einen Gesandten vom Hofe des Kaisers Augustus*) gehalten haben, wenn man ihn nicht hätte französisch mit der Königin reden hören, die durch seine Figur und seinen Geist geblendet ward, seinetwegen aber dem Familieninteresse nicht entsagen konnte. Sobieski starb, und der Reichstag versammelte sich, ihm einen Nachfolger zu geben. Des Abts von Polignac Beredsamkeit, die Versprechungen und Hofnungen, mit denen er die Nation ankirrte, machten Anfangs

*) Leichtlich könnten ihn die Polen dafür gehalten haben; aber ein Zeitgenosse Augusts würde warlich lachen, wenn er uns Latein sprechen hörte. In einer folgenden Anmerkung werde ich noch weitläuftiger über diesen Gegenstand sein.

fangs so viel Eindruck, daß ein großer Theil der Nation, an dessen Spitze der Primas stand, den Prinzen von Konti erwählte; in demselben Augenblick aber verursachten die Summen, welche der Kurfürst von Sachsen ausgetheilt hatte, eine neue Wahl, durch welche dieser deutsche Fürst erwählt ward. Beide Prätendenten kamen selbst, aber der Kurfürst hatte wirksamere Mittel anzuwenden. Er hatte Geld und Soldaten; der Prinz von Konti im Gegentheil, der am französischen Hofe wie ein König behandelt worden war, kam auf einem einzigen französischen Schiffe nach Danzig, und blieb sechs Wochen da, ohne andre Mittel die Rechtmäßigkeit seiner Wahl zu unterstützen, als die gute Miene und die Beredsamkeit des Abts Polignac. Bald fanden sich diese Hülfsmittel erschöpft, und Prinz und Abt mußten nach Frankreich zurück.

Ohngeachtet man an Ludwigs XIV. Hofe zu gerecht und aufgeklärt dachte, um dem Gesandten den schlechten Ausgang seiner Gesandtschaft zuzurechnen, so ward er doch vier Jahr lang vom Hofe verbannt. Er wendete diese Zeit sehr nutzbar an, um die Masse seiner Kenntnisse zu vermehren, die schon sehr groß war. Im J. 1702 ward er wider als Auditor der Rota nach Rom geschickt, wo er bald auf Empfehlung K. Jakobs von England Kardinal ward.

Im Begrif die Vortheile dieser Würde zu genießen, ward er unter sehr kritischen Umständen nach Frankreich zurück berufen. Im J. 1710 mußte er mit dem Marschall von Uxelles nach Gertruidenberg gehen, um den Feinden Lud-

Ludwigs XIV. Vorschläge zum Frieden zu thun, um sich den demüthigendsten Bedingungen zu unterwerfen. Unglücklicherweise scheiterten hier Verstand und Beredsamkeit des künftigen Kardinals. Zwei Jahr darauf ward er zum Bevollmächtigten auf dem Kongreß zu Utrecht ernannt, auf welchem er, ohngeachtet jedermann in Holland wußte, daß er Kardinal in petto sei, als ein Weltmann gekleidet war, und Graf von Polignac genannt ward. Unter diesem Inkognito wohnte er allen Unterhandlungen bei, bis auf den Augenblick der Unterzeichnung, da erklärte er aber, daß es ihm unmöglich sei, eine Urkunde zu unterschreiben, durch welche ein Monarch, dem er den Kardinalshut zu verdanken habe, des Thrones unfähig erklärt werde. Er gieng also zurück, und lebte am französischen Hofe.

Bei dem neuen politischen System, das nach Ludwigs XIV. Tode angenommen ward, mußte er sich in seine Abtei Anchin nach Flandern entfernen. Die guten flämischen Mönche zitterten, als er in ihrem Kloster ankam, aber sie weinten und waren in Verzweiflung, als er nach des Kardinals Dubois und des Regenten Tode sie verlies.

Bei Klemens des XI. Tode mußte er nach Rom zurückkehren, wo er den Konklaven, in welchen Innozenz XIII. Benedikt XIII. und Klemens XII. erwählt wurden, beiwohnte. Während der Regierung der zwei letzten Päbste, wurde ihm die Besorgung der französischen Angelegenheiten in Rom anvertraut, und wie er wieder nach Frankreich kam, hat er, wie sich buchstäblich behaupten läßt, einen Theil des alten

Roms

Roms bis nach Paris gebracht, da er in sein Hotel eine Sammlung alter Statuen und Denkmäler aufstellte, welche aus den Trümmern der alten Kaiserpaläste genommen waren.

Noch einmal wiederhole ich es, daß ich den Kardinal von Polignac nicht sehen kann, ohne an all das zu denken, was er seit sechszig Jahren gethan und erfahren hat, und ich bin gleichsam ausser mir, wenn ich bei ihm bin, voll Verwunderung über alles was er saget.

Der Kardinal von Polignac hat einen Freund und Zögling, der um dreißig Jahr jünger ist, und dies ist der Abt von Rothelin, der ebenfalls viel Geist, Gedächtniß, und nur weniger Kenntniße als der Kardinal besitzt, dessen Konklaviste er zweimal gewesen ist.

Der Kardinal hat die Ausarbeitung eines großen, lateinischen Gedichts, betittelt Antilukrez, unternommen, welches eine Widerlegung des Sistems der Materialisten werden soll, und aus welchem Se. Eminenz mir verschiedenes vorgelesen hat. Es sind herrliche Gemälde und Beschreibungen, und wer Latein kann und sich erinnert, die Schriftsteller aus Augusts Zeitalter gelesen zu haben, glaubt hier das Lesen derselben zu wiederholen. Aber ein Gedicht wider Lukrez, so lang als das Werk dieses Schriftstellers, und aus neun Büchern bestehend, heischt ein Menschenleben, wenn es vollkommen werden soll. Der Kardinal hat es spät angefangen, und darf sich nicht schmeicheln', es vollendet zu sehen. Man versichert, er werde es dem Abt von Rhotelin überlassen; dieser

ser wird eitel genug sein es zu übernehmen, aber es wird ihm ein geschickter Professor hülfliche Hand leisten müßen, denn allein kömmt er nicht zu Stande damit. Und wenn denn auch der Antilukrez so vollendet ist, daß er den Talenten des Kardinals, des Abts und aller seiner Gehülfen Ehre macht, wer wird gegenwärtig ein ganzes lateinisches, philosophisches Gedicht von fünf bis sechstausend Versen lesen? Kaum wird jemand die Uebersetzung davon in Prose oder Versen einer flüchtigen Uebersicht werth achten. Das Griechische ist schon gänzlich vergessen; es ist zu befürchten, daß das Lateinische es ebenfalls sein wird, und daß der Kardinal Polignac, der Abt Rothelin und ein gewisser le Beau die letzten Römer sein werden. Selbst die Jesuiten fangen an das Latein zu vernachläßigen, und finden ihre Rechnung dabei französisch zu schreiben, weil dies mehr Ehre und Nutzen bringet. *)

In

*) Auch in Deutschland sind ähnliche Klagen nichts gar seltenes; aber ob der Schluß, den mancher auf den Verfall der Wissenschaften daraus herleitet, gegründet sein mögte, würde eine Frage sein, die ich geradezu mit Nein beantworten mögte. Sind wir, seitdem der lateinischen Männer unter uns weniger wurden, in wahrer aufs wirkliche Leben Einfluß habender Wissenschaft zurück gekommen? Haben wir weniger scharfsinnige Philosophen, schlechtere Aerzte, Gottesgelahrte, elendere Geschichtschreiber, unwissendere Naturforscher u. s. w. seit unsre Gelehrten in der Muttersprache schreiben? Ist die Nation nicht aufgeklärter worden, seit die ganze Maße wissenschaftlicher Kenntniße nicht mehr unter der lateinischen Hülle versteckt liegt? — Ich glaube nicht, daß jemand diese Frage zum Beßten der

In Absicht der äussern Gestalt sind sich der Kardinal und der Abt noch weniger ähnlich als in Absicht des Geistes. Der erste ist schön und edel gebaut, und zeigt auf den ersten Anblick was er einst war. Wer das Ideal eines großen Prälaten, eines gelehrten Kardinals, eines überzeugenden Redners mahlen wollte, müßte die Züge des Kardinals Polignac dazu nehmen. Der Abt Rothelin im Gegentheil hat eine feine, geistvolle Gesichtsbildung, eine angenehme aber moderne Gestalt, da der Kardinal gegenwärtig eine schöne, kostbare Antike vorstellt.

Der Abt von Rothelin beschäftigt sich mit zwei Gegenständen der Neugier, die beide Bezug auf Gelehrsamkeit haben, mit Münzen und Büchern. Von den erstern hat er schon eine beträchtliche Sammlung in allen Arten des Metalls und der Form. Seine Silbermünzen sollen sich auf achttausend belaufen, wozu noch dreihundert Medaillons von Kaisern, und vierhundert von Städten Griechenlands kommen.

Die

der Latinität beantworten kann. Ueberhaupt verbringen wir die besten Jahre unsers Lebens mit Erlernung todter Sprachen, da wir doch Sachen dafür lernen, da wir doch die besten Schriften der Alten in guten Uebersetzungen lesen könnten. Oder lassen sich etwan keine völlig richtigen Uebersetzungen machen? Und was lernst du denn im Schweiß deines Angesichts Sprachen auswendig, die du bei aller Mühe nicht richtig, nicht durchaus verstehen lernen wirst?

A. d. Setzers.

Die Sammlung von Medaillen in Bronze beläuft sich über neuntausend Stück. Er hat diese Sammlung in Rom unter den Augen des Kardinals angefangen, und da dieser ebenfalls welche gesammelt hat, so schmeichelt sich der Abt, daß er sie erben, und seine Sammlung auf diese Art eine der schönsten und kostbarsten werden wird, die je eine Privatperson in Frankreich besessen hat. Gleichgültig wird ihm der Besitz einer so schönen litterarischen Domäne gewiß nicht sein, denn ob er gleich von Stande, reich, und ein guter Gesellschafter ist, so soll er sich doch so sehr in das Münzwesen verliebt haben, daß, wenn er wo eine Medaille liegen findet, und er es unbemerkt thun kann, er keinen Augenblick ansteht sie einzustecken, und in sein Münzkabinet zu tragen. Ausserdem sagt man, ist er ein ehrlicher Mann, nur ein wenig eine Klatsche. Der Kardinal ist dies nie gewesen; hat nie weder an Satyre noch am Mediſiren Geschmack gefunden.

Die zweite Liebhaberei des Abts sind die Bücher. Seine Bibliothek fängt an sehr ansehnlich zu werden; er zeigt sie gern und zum Staat, macht Neugierige auf seltene Werke aufmerksam, erklärt ihnen, worinnen ihr Werth, ihre Seltenheit oder sonstige karakteristische Kennzeichen bestehen. Da er denn gewöhnlich mit Leuten redet, die weit ungelehrter sind als er, so glaubt man was er sagt, und gratulirt ihm, so schöne Sachen zu besitzen, die nach seinem Tode sehr theuer verkauft werden würden. Wer vernünftig ist findet aber, daß er windbeutelt, und ich bin sehr von dieser Meinung.

Bei der Bücherliebhaberei muß man den schönen Ausgaben, den Meisterstücken der Buchdruckerkunst eine vorzügliche Stelle einräumen. Ihr Werth leuchtet in die Augen, und sie verdienen eine Stelle in einer zahlreichen Bibliothek, besonders wenn man versichert ist, daß die Ausgaben eben so genau als schön sind.

Auch die in jeder Sprache zuerst gedruckten Bücher verdienen als soviel Denkmäler zur Geschichte der Kunst aufgesucht zu werden, aber meiner Meinung nach besteht der ganze Werth einer Bibliothek ausserdem in der innern Güte der Bücher, und in dem Grade des Nutzens, den ihre Besitzer von ihnen ziehen können. Leute, die viel wissen oder viel lernen wollen, müßen viel Bücher haben, die, welche nicht so hoch hinaus wollen, müßen sich auf Bücher einschränken die in ihr Fach schlagen, und zu ihrer Ergötzung und Belehrung dienen. Weiter gehn wollen ist Misbrauch und Thorheit, wiewohl ich merke, daß diese Thorheit überhand nimmt. Der Abt Rothelin hat den Grafen Hoym, königl. pohln. und kurfürstl. sächßischen Gesandten damit angesteckt, dem er weis gemacht hat, daß, ohngeachtet er kein Gelehrter ist, er doch die seltensten Bücher aus allen Feldern der Gelehrsamkeit in kostbaren Bänden haben müße. Herr von Boze, beständiger Sekretär der Akademie der schönen Wissenschaften, hat sich auch in den Kopf gesetzt gelehrte Bücher zu kaufen, und reiche Dummköpfe sind und werden noch von ihm überredet, daß sie das gleichfalls thun müssen, ohne daß sie wissen warum.

Es ist wirklich lustig, wenn man daran denkt, daß einmal eine Zeit kommen kann, wo Leute, die kein Wort Latein können, einen ungeheuern Preis auf Bücher setzen werden, die in dieser Sprache geschrieben sind, und die sie nicht nutzen können. Ich fand einst solch einen Bücherwurm, der ein seltenes Buch äusserst theuer bezahlte; wahrscheinlich sagt' ich, haben Sie die Absicht, dies Buch neu drucken zu lassen. — Da werd' ich mich wohl hüten, erwiederte er, dann würde es aufhören rar zu sein, und im Preise sinken. Ueberdem weis ich auch nicht, ob es so viel werth ist. — O, sagt' ich, wenn es keiner neuen Auflage werth ist, woher verdient es denn, daß Sie es so theuer bezahlen?

Noch habe ich etliche Jahre lang mit einem Manne Umgang gehabt, der zwar bei weitem nicht so liebenswürdig war als der Kardinal Polignac, aber wegen seines unbeschreiblichen Gedächtnißes in großem Ansehen steht; und dies war der Abt von Longuerue, der in einem Alter von achtzig Jahren 1732 gestorben ist. Von Kindesbeinen an schien er ein kleines Wunder zu sein. Ludwig XIV. hatte auf einer Reise, wo er durch Charleville, die Vaterstadt des Abts, kam, ihn sehen und hören wollen. In einem Alter, wo andre Kinder kaum die geringsten Begriffe haben, schien er schon alles zu wissen, und bis an sein Ende hat er sich bei seinem Rufe erhalten. Wie er noch ziemlich jung nach Paris kam, ward er über alles als ein Orakel zu Rathe gezogen; wenn er gleich übrigens eben nicht für einen Mann von großem Verstande galt. Ich fragte ihn einst, wie er

es

es gemacht habe, um alles was er wisse, in seinen Kopf zu bringen, zu behalten, und bei vorkommender Gelegenheit wieder zu finden. Dazu, erwiederte er, ist nur eine gewisse Methode nöthig; in der Jugend muß man die Anfangsgründe aller Wissenschaften, die ersten Grundlinien aller Sprachen, und so zu sagen das A. B. C. aller menschlichen Kenntniße erlernen; und in der Jugend fällt dies nicht schwer, um so mehr, da man nicht tief eindringen darf, und ganz einfache Begriffe hinreichend sind. Sind denn diese einmal da, so ordnet sich alles was man lieset von selbst dahin, wohin es gehöret, und unmerkbar geht die Summe der erworbnen Kenntnisse bei der besten Ordnung bis ins Unendliche. So, fuhr er fort, habe ich nun seit funfzig Jahren nichts mehr methodisch studirt, sondern ich lese bald dieses bald jenes Buch, und vorzüglich solche, aus denen ich etwas neues lernen, oder mich an Dinge erinnern kann, die man sich nicht tief genug einprägen kann. Und so habe ich es dahin gebracht, alle meine Bücher auswendig zu wissen. Mein Gedächtniß sagt mir den Ort, wo ich sie finden kann, so daß ich nöthigenfalls holen zu lassen, und jederzeit den Beweis meiner Behauptung zu finden vermag.

Bei dem allen hat der Abt doch bewiesen, daß er sich nicht allzusehr auf sein Gedächtniß verlassen dürfe, da er ein Meisterstück machen wollte, das ihm nicht gänzlich gerathen ist. Im J. 1718 behauptete man gegen ihn, daß nichts schwerer als eine weder lange noch trockne historische Beschreibung von Frankreich zu verfertigen, und er versicherte, daß er sie blos aus dem Gedächtniß, ohne Bücher, allein mit Beihülfe

hülfe einiger vor sich habender Karten verfertigen, und sich überall der Entstehung und Geschichte jeder Provinz und Stadt der vorzüglichsten Orte und Geschlechter im Reiche erinnern wolle. Wirklich fieng er an, dem Abt Alary, der damals nur ein kleiner Knabe war, die Beschreibung von Frankreich in die Feder zu sagen, die 1619 in einem großen Foliobande erschienen ist. Bruchstücke derselben, und einzelne gedruckte Blätter las er verschiednen Personen vor, die nicht genug bewundern konnten, woher er ohne alle Mühe so tiefsinnige Untersuchungen genommen habe. Sobald aber etliche ganze Exemplare fertig waren, sahe man bald ein, daß genaue Beschreibungen nicht auf diese Art gemacht werden, und fand mehrere beträchtliche Irrthümer und kühne gewagte Muthmaßungen darinnen, die auf keinen festen Stützen beruhten. Der Abt mußte verschiedne Blätter umdrucken lassen, welches sein Buch sehr viel theurer machte. Bei dem allen ist des Abt Longuerue Beschreibung von Frankreich ein gutes, nutzbares Buch, indem sie eine Geschichte Frankreichs nach den Provinzen enthält, und also nach einem Plan gemacht ist, nach welchem wir noch keine haben.

Der Abt Longuerue hatte zwei Geschichten verfertigt, die eine vom Kardinal Richelieu, die andre vom Kardinal Mazarin. Beide sind in der Handschrift geblieben. Das Beste aber was sie enthielten waren einige Anekdoten, welche der Abt von Leuten hatte, die mit diesen Ministern gelebt und gearbeitet hatten.

Die Geschichte des Don Karl vom Abt Saint Real ist gewiß romanhaft. Der Abt kannte ein spanisches Buch, welches

ches bewies, daß sie durchaus erdichtet sei, wenn sie sich gleich auf eine Stelle in Thuans Geschichte stütze; denn so viel Glauben dieser Geschichtschreiber in Dingen verdient, die im sechzehnten Jahrhundert in Frankreich vorgefallen sind, weil er selbst Augenzeuge eines Theils der damaligen Händel war, und sein Vater eine große Rolle in den kurz vorhergegangenen Tagen gespielt hat, so wenig ist ihm zu trauen, wenn es auf Begebenheiten ankömmt, die zu seiner Zeit sogar ausserhalb Frankreich geschehen sind. Damals gab es noch keine Zeitungen, und wenig beständige Gesandten an den Höfen, die einen ordentlichen Briefwechsel unterhalten hätten, und Herr von Thou war nicht im Stande die Wahrheit der im Reiche laufenden Gerüchte zu prüfen, da sie vorzüglich die Spanier betrafen, welche uns als unsre natürlichen Feinde stets verdächtig waren.

Die Herzoge von Bouillon hatten ihren Stammbaum mit großer Pracht und Prunk aufnehmen und abdrucken lassen. Schon waren am Hofe einige Exemplare vertheilt, als bei der Abendtafel des Königs davon gesprochen ward. Sire, sagte der Prinz von Kondé, wenn diesem Stammbaum zu trauen ist, so sind die Herzoge von Bouillon weit edler denn wir; denn ihrem Vorgeben nach stammen sie von den ersten Herzogen von Aquitanien ab, welche Land und Leute hatten, indessen, daß Hugo Kapets Grosvater nur ein Privatmann war; aber, fuhr er fort, ich darfs ihnen doch nicht sagen was ich davon denke; ich bin nur der jüngste, Sie, Sire, sind der älteste. Dies war nicht in den Wind geredet. Tags darauf lies sich der König den Stammbaum vorzeigen, unter-

terdrückte sie, und lies den Verkauf verbieten, welches den Herzogen sehr weh that.

Der Abt Longuerue wollte aus sichrer Hand wissen, daß die Holländer 1672 Ludwig XIV. die Abtretung des holländischen Flandern und Brabant, mit Vorbehalt ihrer sieben Provinzen versprochen hätten, und dieser blos durch den Herrn von Louvois und einen falschen Begrif vom Ruhm es anzunehmen, abgehalten worden wäre. Ist dies wahr, so begieng er einen großen Fehler, und brachte die arme Republik ganz zur unrechten Zeit an den Rand des Verderbens. Nahm er die Barriere an, die ihm angeboten wurde, so war er im Rücken der östreichschen Niederlande, konnte sie dann leicht mit Frankreich vereinigen, und seinem Staat die schönste Abründung geben. Bei dieser Gelegenheit sagte mir der Abt, Frankreich müße noch drei Erwerbungen zu machen suchen, die alle an seine alten Besitzungen grenzten, und mehr machen wollen, würde Thorheit sein. Diese drei Erwerbungen waren 1.) die Niederlande, die uns Oesterreich einst wohl noch abtreten wird, um sich auf der entgegengesetzten Seite zu vergrößern. 2.) Savoyen, das wir auch ohne Gewalt zu erhalten hoffen können, wenn wir die Besitzungen des Herzogs nach Italien zu vergrössern, wo wir nichts dabei wagen, und ihn überdies das Eindringen in Frankreich verwehren. 3.) Lothringen, welches wir nach des Abts Dafürhalten haben könnten wenn wir wollten. Avignon war nicht mit bei diesen Erwerbungen, denn, sagte er, dort ist der Pabst nicht mehr Herr zu nennen, als der Bischof von Strasburg in Elsaß.

Der

Der Kardinal Richelieu war kein Gelehrter, und konnte dessen auch überhoben sein, denn wenn der Minister nur die Wissenschaften beschützt, so ist er nicht verbunden, sich weiter mit ihnen zu beschäftigen, allein der Kardinal achtete obendrein die Gelehrsamkeit und die Gelehrten nur wenig. In seiner Jugend hatte er ein wenig Theologie studirt, weil sie ihm bei seiner Bestimmung zum geistlichen Stande nöthig war, und er um sein Glück zu machen, doch eine Thesis gegen die Reformirten zu vertheidigen im Stande sein mußte, daher er auch an einigen in dieses Fach schlagenden Büchern, die sehr prächtig in der königl. Druckerei gedruckt worden sind, wenigstens Antheil gehabt hat. Er wandte viel Geld auf hebräische, chaldäische, syrische, koptische und arabische Lettern gießen zu lassen, um eine Polyglotte, wie die des Kardinal Ximenes, zu Stande zu bringen, er verstand aber blos Latein und Französisch, hatte kaum ein paar französische Bücher gelesen, wußte nichts von Geschichte, kein Wort von den Alterthümern, und gar nichts von Phisik und Mathematik. Daher belohnte er keinen, der sich auf eine dieser Wissenschaften legte, und lies den Andreas Duchene, den besten Sammler in der Geschichte, der während seiner Staatsverwaltung, oder wenn man lieber will, Regierung gelebt hat, Hungers sterben. Er beförderte die Künste, aber blos um sie zu Sklavinnen seines Luxus zu machen, und die von ihm gestiftete Akademie der Grammatik, Beredsamkeit und Dichtkunst, wodurch er der Nation vielleicht einen größern Dienst leistete als er selbst glaubte, errichtete er blos, weil er die Verse gern hatte und selbst welche machen wollte.

Kolbert

Kolbert dachte ganz anders: Denn ohngeachtet er gewiß nicht mehr, ja sogar noch weniger als der Abt wußte, so bestrebte er sich doch, jede Kunst, jede Wissenschaft, jedes Talent zu belohnen, indem er alle für eine Quelle des Ruhms für den König und des Nutzens für Frankreich ansahe. Glücklicher Weise dachte Ludwig XIV. eben so, und bei noch größrer Unwissenheit hatte er mehr Geschmack und mehr Unterscheidungskraft als Kolbert, der, da er nicht von selbst über viele Dinge urtheilen konnte, sich Leute wählte, nach deren Gutachten er seine Urtheile einrichtete.

Ich habe einmal gehört, wie der Abt Longuerue sich äusserst über die Auszüge erbitterte, die wir von den Geschichtschreibern der Alten haben. Dem Justin, sagte er, kann ichs nicht verzeihen, daß er uns der großen Geschichte des Trojus Pompejus beraubt hat. Paul Diakonus hat uns um die des Festus gebracht, und es fehlt nicht viel, daß wir nicht durch den Florus den Livius, und durch den Kornelius Nepos die Lebensbeschreibungen des Plutarch verlohren haben. Ich erinnre mich aber nicht mehr, wer der war, der ihm sehr vernünftig antwortete: Ich wundre mich nicht, daß wir nur die Auszüge erhalten haben, und die grossen Werke verlohren gegangen sind, denn vor Erfindung der Buchdruckerkunst waren diese so theuer abzuschreiben oder zu kaufen, daß ein Mann von mittelmäßigen Vermögen nichts weiter thun konnte, als sich einen Auszug anzuschaffen; um so mehr, da selbst gegenwärtig, wo Bücher nicht mehr so theuer sind, die Glücksumstände vieler Leute und ihre häusliche Einrichtung ihnen nicht erlauben, Bände reiche Werke hinzustellen.

len. Und überdem heißt das nicht den meisten Lesern den größten Dienst erweisen, wenn man ihnen gute, methodische Auszüge, welche die wichtigsten Thatsachen in einem angenehmen Gewande enthalten, in die Hände spielt. Nur muß derjenige, der den Auszug gemacht hat, seine Autoritäten anführen, denn alsdann kann man in den großen Bibliotheken, wo die weitläuftigen Werke zu finden sind, nachschlagen. Ist denn der Auszug genau, so reicht er für das Bedürfniß gewöhnlicher Leser vollkommen zu, und die großen Bücher bleiben für diejenigen, denen daran gelegen ist, einige besondre Untersuchungen zu entscheiden, die man nur mit Beihülfe der ersten Quelle entscheiden kann.

Der Abt Longuerue hat viel Umgang mit dem berühmten Erzbischof von Kambrai Fenelon gehabt, und beständig gegen mich behauptet, daß er mehr Verstand als Gelehrsamkeit besessen, und vorzüglich ein sehr schlechter Theolog gewesen sei. Bossuet, sein geheimer Nebenbuhler bei Hofe, der weit gelehrter, ein größrer Theolog und ein schulgerechterer Kontroversist war, benutzte die Fehler des Erzbischofs, der in sein Buch die Maximen der Heiligen, hatte Irrthümer einschleichen laßen, um ihm zu schaden. Der gute Erzbischof unterwarf sich mit aller Demuth dem, was über ihn beschlossen war, und verlor den Kardinalshut, den er erhalten sollte, und zu welchem er der Sage nach in petto schon bestimmt war. Ueberhaupt war Fenelon von weit sanftern, liebenswürdigern Sitten, Bossuet scharfsinniger, gelehrter und geschickter im Intrikenmachen. Ferner hatte der Abt den Kardinallegaten Vendome, den ungeschicktesten und einfältigsten

aller

aller Legaten und Kardinäle gesehen. Dieser Mann, von welchem jemand bei der Nachricht, daß er in das heil. Kollegium aufgenommen worden, sagte, dies sei das erste Kollegium, in das er jemals gekommen, war sehr spät als Witwer ein Geistlicher worden. Als er Legat ward, mußte ihm die Bedeutung dieses Worts, wie auch seine Macht und künftigen Verrichtungen gesagt werden, aber man sagte ihm nur, was man wollte. Als er seine Patente im Parlamente einzeichnen lies, fügte der Generalprokurator alle Einschränkungen hinzu, die er für nöthig erachtete, als: daß er nichts ohne Einwilligung des Königs thun wolle, und sein Legatenamt nur so lange währen solle, als Se. Maj. es für gut befinden werde. Dadurch ward allen Legaten auf immer und ewig ein Riegel vorgeschoben, die sich diesen Einschränkungen und Klauseln unterwerfen müßen. Es war also Politik von Ludwig XIV, daß er den Kardinal mit dem Legatentitel schmücken lies, der obendrein der Kleriset nicht zur Last fiel, denn da er reich war, brauchte er weder fette Abteien noch Erzbisthümer, noch Bisthümer, die er so nicht zu regieren im Stande war. Er verstand nicht einmal das Latein der Pergamente und Papiere, die er zum Unterzeichnen erhielt, und redete französisch wie seine Mutter und Herr von Beaufort sein Bruder, das heißt die Sprache der Höckerweiber, nemlich j'allions und je venions (ich kommen und ich gehen) *) und konnte nie eine Rede an den König halten, weder da er den

*) Statt je vais und je viens. Das ist ohngefehr so und noch etwas schlimmer, als wenn wir unter uns hören, ich sahte, nischt, u. s. w.

A. d. Setzers.

den Kardinalshut erhielt, noch da er als Legat Audienz erhielt.

Der Graf R. war bei Hofe wegen seiner Dummheit bekannt. Der Abt Longuerue, der ihn gut gekannt hat, erzählte mir eine Menge Schnacken von ihm: Z. B. daß er nie habe errathen können, wie die Hauptstadt von Venedig hieße; und gesagt habe, er müße sich sehr wundern, daß der König so viel Geld ausgebe, um so weit her Antiken kommen zu lassen, da es so viel geschickte Leute in Frankreich gäbe, die ihm so viel machen würden als er haben wolle. Hier ist noch etwas, das mir so naiv, freimüthig und bieder scheint als etwas sein kann. Den Tag, als Graf R. Fräulein * * die sehr häßlich war aber viel Verstand hatte, heirathete, sagte er: Madam, Sie sind nicht hübsch, und man sagt, daß ich wenig Kopf habe; lassen Sie uns einander unsre Fehler übersehen, und wir werden die beste Ehe von der Welt führen. Sie willigte ein, und sie lebten wirklich sehr gut zusammen.

Der Vater des Abts von Longuerue hatte unter dem Marschall Fabert seinen Freund gedient, und der Abt hatte ihn in seiner Jugend, da er die Armee an den Grenzen von Champagne, die sein Vaterland war, kommandirte, manchmal gesehen. Fabert war engbrüstig, und starb an einem Anfall der Engbrüstigkeit, der ihn Nachts erstickte. Der Pöbel in Sedan und der dasigen Gegend war überzeugt, daß ihm der Teufel den Hals umgedreht habe, und so lächerlich und abgeschmackt diese Meinung war, so stützte sie sich doch auf das ausserordentliche Glück, das der Marschall gemacht hatte,

und

und auf die Reden, die er nicht öffentlich, sondern in Gegenwart seiner Freunde und Vertrauten hielt, die sie denn andern wiederholten. So glaubte er steif und fest an Wahrsagerei aus den Gestirnen, und versicherte, daß ihm alle seine Begegnisse vorhergesagt worden wären. Sein Vater war Buchhändler in Metz, der sich aber zur Würde eines Stadtrichters in dieser Stadt geschwungen hatte. Er selbst diente anfangs als gemeiner Soldat, und zeichnete sich bei verschiednen gefährlichen Gelegenheiten so vortheilhaft aus, daß er sich bei seinen Kammeraden in den Ruf setzte, fest gegen Schuß und Hieb zu sein. Jeder Vorfall, den er mit Ehre und Glück überstand, verschafte ihm neues Avanzement, so daß er die vierzig Jahr noch nicht weit überlebt hatte, als er Hauptmann bei der Garde und Staabsoffizier war. Er verlohr nie die Gegenwart des Geistes, in welcher Lage sich auch die Armee, der Trupp, den er unter seinem Befehl hatte, oder er selbst befand; stets wußte er, welche Parthei er zu ergreifen, was er, um jeder Unordnung vorzubeugen, thun müße. Sonst war er nicht im Stande den Plan eines Feldzugs zu machen, und sein Gesichtskreis war nicht der weiteste, indessen wird er mit allem fertig, was er vornahm. Wahrscheinlich war Politik dabei, wenn er andre auf die Muthmaßung brachte, daß er durch Magie oder Astrologie seine künftigen Schicksale wiße, und sicher sei, nie im Kriege oder während des Krieges ums Leben zu kommen, und wirklich starb er erst einige Jahre nach dem pyrenäischen Frieden.

Daß er nicht fest sei, erfuhren die Soldaten bei der Belagerung von Turin, wo ihm der Schenkel zerschmettert ward:

ward: Alle Wundärzte wollten ihm das Bein ablösen; Turenne, unter welchem er diente, rieth ihm, die Operation zu leiden, allein er antwortete: daß er nicht stückweise sterben wolle, und daß ihn der Tod auf einmal oder gar nicht haben solte: dabei lächelte er, und sagte: er sei versichert, daß er sich schon von dieser Verwundung erholen wolle, welches auch geschah. Ein ordentliches Treffen hat er nie gewonnen, wohl aber mehreremal die Armeen des Königs gerettet, wenn sie sich in schlimmen Lagen befanden. Er eroberte Stenay in Gegenwart Ludwigs XIV, der so zu sagen unter ihm seinen ersten Feldzug that. Eine andre nicht weniger beträchtliche Eroberung war die des Schloßes Clermont in Argonne, der Hauptstadt des kleinen Ländchens Clermont, das für unüberwindlich gehalten, und dessen Einnahme noch als ein Wunder betrachtet wird. Sobald er es weggenommen hatte, lies er es schleifen, und that sehr wohl, weil es ein Platz war, der den Feinden den Eingang nach Champagne erlaubte. Jedermann weis, daß Fabert der redlichste Mann von der Welt war, und man erzählt Züge von Uneigennützigkeit und Bescheidenheit von ihm, welche der alten Römer würdig sind. Er war nicht unwissend, und kannte wenigstens die alten griechischen und römischen Geschichtschreiber, in denen er vielleicht gefunden hatte, daß die großen Feldherrn des Alterthums zuweilen ihren Soldaten weis machten, daß sie mit Göttern und Dämonen Umgang hätten.

Der Abt Longuerue hatte einen andern Marschall gekannt, der weit weniger schätzbar war als Fabert, den Marschall Albret von Miossens. Blos dadurch, daß er sich bei

der Königin Anna von Oesterreich und dem Kardinal Mazarin beliebt machte, erhielt er den Marschallsstab ohne alle vorhergehende kriegerische Unternehmungen. Aus dem Hause Albert stammte er nur durch unehliche Geburt, allein da er Ehre und Reichthum erlangt hatte, wollte er rechtmäßig davon abstammen, und lies daher durch einen gewissen Abt eine Genealogie verfertigen, deren Unächtheit so leicht darzuthun war, daß sie allgemein ausgezischt ward. Dieser Marschall, der wegen seines verwornen Gewäsches bekannt war, verliebte sich etliche Jahr vor seinem Tode in Frau von Cornuel, der so viel witzige Einfälle nachgesagt werden. Lange Zeit gieng er bei ihr ein und aus, da er aber endlich merkte, daß er mit seiner ganzen Beharrlichkeit nicht weiter kam, besuchte er sie nicht weiter. Die Dame, die sich weiter nichts daraus machte, sagte hiebei lachend: „Warlich es „thut mir leid, daß er mich verlassen hat, ich fieng nach ge„rade an ihn zu verstehen.“

Ich wüßte mich kaum zu erinnern, daß sich jemand edler unter den Zeiten Ludwigs XIV, wo alles Hofmann sein wollte, würdiger ausgedrückt hätte, als Herr von Chamillard gegen den Herzog von Beauvilliers, der ihm im Namen des Königs befehlen mußte, daß er sich auf sein Landgut Etang entfernen solle. Mit trauriger Miene fieng der Herzog mit der Versicherung an, wie sehr er gerührt und betreten sei, ihm etwas trauriges sagen zu müßen. „Ist der „König krank? erwiederte Chamillard; ist in der königlichen „Familie etwas trauriges vorgefallen? — Nein, mein Herr.

„Nun

„Nun so bin ich ruhig.“ — *) Nun erfüllte Beauvilliers die Absicht seiner Sendung, und Chamillard gieng ganz ruhig nach Crang zwischen Saint Cloud und Versailles, wo er Ludwig XIV. sechs Jahr überlebte, indem er erst 1721 starb.

Vater Bouhours, der ein guter Gesellschafter war, seine Muttersprache sehr rein redete und schrieb (daher auch seine Bemerkungen über die französische Sprache das Beßte sind, was wir von ihm haben, denn sonst ist sein Stil durch gar zu großen darauf verwendeten Fleiß matt und kalt) ausserdem nicht gelehrt war, und den großen Fehler besaß, daß er keinen Geschmack hatte, wollte doch mit aller Gewalt Bücher über den Geschmack schreiben, wie z. B. seine Anleitung über Geisteswerke zu urtheilen, und seine witzigen Einfälle sind. Im ersten dieser Werke hat er sich bei vielen Artikeln geirrt, und im zweiten stehn viel falsche Gedanken; wiewohl beide übrigens gut und nützlich sein würden, wenn wir ihnen auch weiter nichts zu verdanken hätten, als die treffliche Kritik betittelt: Kleants Meinungen, von welchen Barbier d'Aucourt der Verf. ist. Das ist nicht das erstemal, daß die Kritik der Bücher nützlicher war als die Bücher; und so würde ein wirklich gutes, kritisches Journal **) äusserst

*) Wer ohne allzugroße Anstrengung seines Kopfs sich in diesem Falle eine edlere und erhabnere Antwort denken kann, vergesse nicht, daß ein französischer Hofmann der Sprechende ist, dem außer dem König und der Familie des Königs nichts wichtiger in der ganzen Welt ist.

A. d. U.

**) Dergleichen wir an der A. L. Zeitung u. A. D. B. haben.

A. d. U.

äusserst nutzbar sein, weil wir dadurch nicht allein die guten Bücher, sondern auch die Mängel und Gebrechen der andern kennen lernen.

Vom Abt Longuerue ist noch ein Schüler da, den ich oft sehe, und der einer meiner Freunde ist. Dies ist der Abt Alary, von dem ich, da er dies hier wahrscheinlich nicht lesen wird, ohne Umschweife reden will. Da er bei dem Abt Longuerue seine ganze Jugend hingebracht hat, hüllt er sich jetzt in das Verdienst des Verstorbnen, und macht der Welt glauben, daß ihm als einem andern Elisa der neue Elias seinen Mantel und sein Gedächtniß vermacht habe; ohngeachtet er bei weitem nicht so viel weis als sein Lehrer. Im J. 1723 ward er als ein Mitglied der Akademie aufgenommen, welche Ehre der Abt Longuerue zurückgewiesen hatte. — Dieser Abt hatte eine kleine Stiftung veranlaßt, deren jetzt schon vielen Leuten unbekannte Geschichte bald von jedermann vergessen sein wird, die aber dennoch verdient, daß ich sie beschreibe. Es war eine Art von englischen Klubb oder politischer völlig freier Gesellschaft, die aus Leuten bestand, welche über alles was vorgieng, sprechen und urtheilen durften, ohne das Ausplaudern zu fürchten, weil sie sich unter einander kannten, und wußten mit wem und vor wem sie redeten. Diese Gesellschaft hies Entresol, weil der Ort, wo sie sich versammelte ein Zwischengeschoß (Entresol) war. Man fand hier alle Arten von Bequemlichkeiten; gute Stühle, im Winter ein wohlgeheiztes Zimmer, im Sommer eine freie Aussicht auf einen schönen Garten. Essen bekam niemand, aber Thee, Limonade u. s. w. Ferner fand man französische, holländische, sogar auch englische Zeitungen, und

es

es war mit einem Wort ein Kaffeehaus für rechtliche Leute. Diese Gesellschaft endigte sich auf eine Art, die man nicht hätte erwarten sollen. Die Höfe zu Madrid und London waren über etwas in Streit gekommen, der englische Gesandte Lord Chesterfield, der den Kardinal Fleury widerspenstig fand, hielt für gut, daß man der Nation wenigstens begreiflich machen könne, wozu der Minister keine Ohren hatte, und da er gehört hatte, daß bei dem Abt Alary ein politischer Klubb existire, verlangte er Gehör, und vertheidigte die Sache der Engländer so gut, daß ihm alle Zuhörer ihren Beifall gaben. Der Kardinal erfuhr diesen Vorfall und lies der Gesellschaft im Namen des Königs verbieten sich zu versammeln, und seit der Zeit ist Abt Alary nie wieder bei Hofe erschienen.

Zur Natur gewordne Zerstreuung ist wirklicher Beweis der Narrheit oder wenigstens der Unbedachtsamkeit; und es ist sonderbar, daß sich Leute eine Ehre daraus machen in Zerstreuung zu sein, und sich dadurch einen Anstrich von Wichtigkeit und großen Fähigkeiten zu geben suchen. Der einzige Vorwand, den diese Leute haben können, ist, daß sie ihre vorgegebne Zerstreuung hindert, augenblicklich auf Fragen, die sie in Verlegenheit setzen, zu antworten, was denn aber auf Kosten ihres guten Rufs geschieht. Mir sind diejenigen lieber, welche aufmerksam zuhören, einige Zeit nachdenken, und dann langsam und gesetzt antworten. So war der alte Brauch bei Leuten von wichtigen Geschäften, allein er ist jetzt aus der Mode, und unsre Minister haben zu viel

zu thun, als daß sie Zeit hätten sich dieser Mittel zu bedienen. Nur in Spanien erlaubt es der Nationalkarakter mit Bedacht zu reden und zu schreiben, und das genau abzuwägen, was man sagen und aufs Papier bringen will. Ich habe einen spanischen Gesandten gekannt, der verdrüßlich, daß man so viel Fragen von ihm beantwortet haben wollte, und merkend, daß unsre jungen Herren manchmal Sachen vorbrachten, die er hätte übel nehmen müßen, wenn er sie zu hören sich das Ansehen gab, sich für taub erklärte, und vier oder fünf Jahr zu Paris und Versailles lebte, ohne daß jemand es anders wußte. Dadurch konnte er viele Dinge verheimlichen, lies sich Fragen, welche an ihn gethan wurden, zwei bis dreimal wiederholen, und nahm sich Zeit auf eine Antwort zu denken. Endlich bei seiner Abschiedsaudienz merkte man daß er ein recht feines Gehör hatte, und seine List ward entdeckt, so wie er derselben nicht mehr nöthig hatte.

Mit Vergnügen kehre ich zu dem Lieblingsgegenstand meines Nachdenkens, meines Geschmacks und Vergnügens zum Studiren und Lesen zurück. Es giebt zwei Arten von Studium und Kabinetsarbeit, von denen die eine unsern Stand und die davon abhängenden Pflichten angeht. So muß der Richter die allgemeinen Grundsätze der Rechtsgelahrtheit studiren, und sein vornehmstes Augenmerk auf die seinen Aussprüchen unterworfnen Angelegenheiten richten. So muß der, der irgend etwas zu verwalten hat, den Gegenstand kennen lernen, der ihm anvertraut ist, und seine erlangte Kenntniß bei vorkommenden Gelegenheiten zu brauchen

chen suchen. Selbst der bloße Hausvater muß daran arbeiten, sein Glück zu erhalten oder zu vermehren, sein Hauswesen zu regieren, um mit sich und andern Rechnung zu halten. Alles dies ist nothwendiges Studium und unumgänglich nothwendige Arbeit, die man durchaus nicht vernachläßigen darf. Es giebt aber auch eine andre Art von Studium, dessen Gegenstand man sich frei wählen darf, und das als eine Erholung nach Arbeiten der erstern Art angesehen werden kann. Es giebt sogar Leute, welche so glücklich sind, daß sie sich nur mit dieser Art von Studium beschäftigen dürfen. Dahin gehören die Frauenzimmer, die, wenn sie so glücklich sind Geschmack am Lesen zu finden, sich nicht genugsam damit beschäftigen können, weil sie, wenn sie etwas ordentlich und mit Auswahl dabei zu Werke gehen, hier gewiß Hülfe wider die Langeweile, und eine reiche Quelle von Belehrungen finden.

Für den, der geschätzt und geliebt sein will, ist das Leben ein unaufhörliches Studium. Man lernt im geselligen Umgange durch Hören und Nachahmen von Worten und Beispielen, und man lernt das Lächerliche von Leuten, die einem oft genug aufstoßen, mit denen man sich aber in keinen vertrauten Umgang einlassen muß, einsehen und vermeiden. Weltkenntniß aber kann uns nicht alle Augenblicke unsers Lebens beschäftigen, und dann muß man in der Einsamkeit, in der Lektür sich Trost zu holen suchen, stets aber so lesen, daß man Nutzen daraus ziehe; denn lesen ohne Wahl, Ordnung und Geschmack ist ganz fruchtlos für den Geist, und dient aufs höchste, etliche leere, langweilige Augenblicke aus-

zu-

zufüllen; und wer so ließt, faßt oder behält bei dem stärksten Gedächtniße nichts.

Um Bücher, die nicht in mein Fach schlagen, mit Nutzen zu lesen, mache ich es also: Zuerst suche ich mir die ersten Begriffe aller Wissenschaften, die ich in meiner Jugend erlernt habe, in mein Gedächtniß zurück zu rufen, dann seh ich, in welcher dieser Wissenschaften ich gern mehr wissen möchte, und dies mehr suche ich nicht in eigentlichen Lehrbüchern, sondern in solchen, welche von der Geschichte, der Wissenschaft, in der ich gerade Unterricht haben will, handeln. Mit diesem historischen Studium der Wissenschaften und Künste kann derjenige, der nicht Gelehrter von Profeßion ist, alles lernen was er will, und es würde eine sehr gute Encyklopedie werden, wenn man die Geschichte jeder Wissenschaft und Kunst aufnähme, und zeigte, wie die eine von der andern abstammt, und in welchen Beziehungen sie unter einander stehen.

Finde ich Bücher, deren Inhalt mir wichtig zu sein scheint, so lese ich sie einmal, und fälle dann mein Urtheil im Allgemeinen; ists dann der Mühe werth, so lese ich sie noch einmal mit der Feder in der Hand, ziehe das aus was das Beßte ist, und mir neu zu sein scheint, und rüge die vorzüglichsten Irrthümer des Verfassers. So mache ich es mit Büchern, welche Wissenschaften oder Geschichte betreffen; was Gedichte, Romane u. dgl. sind, deren Lektür man sich nicht durchaus versagen muß, so mache ich hier keinen Auszug, sondern begnüge mich nach dem Lesen mit wenig Worten aufzuschreiben, was ich von jedem denke, damit ich diejenigen, die nach mir in Versuchung kommen könnten, sich mit

einem

einem Schriftsteller aufs Meer zu wagen, der sie nicht zu belustigen und zu interessiren fähig ist, dafür warnen kann. Zuweilen stoße ich auch in ganz unbedeutenden Büchern auf Stellen, welche ausgehoben zu werden verdienen, und wenn die Erndte auch nicht reichlich wird, so ist sie doch schätzbar. Meiner Meinung nach ist nichts so unausstehlich als ununterbrochenes Lesen einer Sammlung von Versen; wenn man sie aber oft nimmt und wieder weglegt, gelingt es einem sie ganz zu lesen, und zuweilen findet man sehr hübsche Sachen.

Von Theaterstücken kann ich nicht anders als nach dem Eindruck urtheilen, den sie auf mich gemacht haben, und ich nehme mich sehr für der Untersuchung in Acht, ob sie regelmäßig sind; sondern ich denke man müße nur darauf Acht haben, ob in der Fabel und in den Karakteren des Stücks Wahrscheinlichkeit ist; ist denn die erste interessant und die letztern natürlich, so finde ich das Stück schön. Ist es in Versen oder Prose gut geschrieben, so ists ein Vorzug mehr, aber der wahre Werth des Stücks liegt nie darinnen.

Die Bemerkungen, welche ich über Bücher, die ich gelesen, gemacht habe, machen schon etliche dicke Bände aus, und werden meinem Sohn nicht unnütz sein, wenn er ein räsonnirendes Verzeichniß seiner Bibliothek machen will.

Wer nie gelesen hat und nie ließt, ist gewiß ein Dummkopf, der Unsinn schwatzen wird, und welchen Weltkenntniß und Umgang mit klugen Köpfen nicht für Aeusserungen, die ins Lächerliche fallen, schützen werden; wer aber nichts thut als lesen und studiren, und nie sich Weltkenntniß zu erwerben gesucht hat, wird ein plumper, ungeschlifner Pedant, der in einer andern Manier in Albernheiten verfällt, denn so

wie

wie bei aller möglichen Welt man ohne Bücher nicht alles erlernen kann, eben so ersetzen die Bücher durchaus nicht den Mangel an Weltkenntniß. Der Abt Longuerue, dessen Gedächtniß und Gelehrsamkeit ich vorhin gerühmt habe, war ein unausstehlicher Pedant, und man versichert, daß Hugo Grotius einer der gelehrtesten Männer im Anfang des vorigen Jahrhunderts, der vor etwan hundert Jahren holländischer Gesandter in Frankreich war, der schlechteste Abgesandte gewesen sei, den man sich denken könne. Da er ganz unbekannt mit unsern Gebräuchen war, war er ganz fremd in allem was am Hofe vorgieng, und besuchte nur Pedanten von der Universität, die ihm nichts neues sagen, und ihn nicht von der Art belehren konnten, wie er sich bei Königen, Königinnen, Prinzen und Ministern zu betragen habe. Seine Neuigkeiten schöpfte er aus den schlechtesten Quellen, aber er schrieb sie den Generalstaaten in schönem Latein, denn er konnte weder französisch noch sogar holländisch schreiben. Der Hof machte sich über ihn und seine Frau lustig, und niemand las sein Buch, das seitdem so bewundert worden ist, weil es herrliche Vorschriften des Natur- und Staatsrechts enthält, das aber niemand belehren wird, wie er sich bei einer Negotiation zu verhalten hat. Im Gegentheil sind die Briefe des Präsidenten Jeannin, der ein sanfter, liebenswürdiger Mann war, des Kardinals von Ossat und des Grafen Estrades die wahren Muster, die man vor Augen haben muß; oder vielmehr, man muß gar kein Muster haben, sondern sich seinen Plan nach dem Karakter den man bekleidet, und dem Ton des Hofs von dem und an welchen man geschickt ist selbst machen. —

Doch

Doch ich entferne mich zu weit von meinem Endzweck; nemlich, daß um gleich gute und angenehme Bücher zu schreiben, man mehr Weltkenntniß als Studium nöthig habe. So haben es St. Evremont und Fontenelle gemacht, von welchen mir ohnlängst der letztere gestand, daß er gar nichts mehr lese: „Mein Magazin, sagte er, ist schon lange voll; „jetzt setze ich meine Waare ab.“ Um so weit zu kommen, muß man mit Methode studiren und lesen, Gedächtniß, und endlich Verstand und Weltkenntniß haben. Indessen sagt man doch, daß Bayle die letztre nicht besaß; allein er hatte so viel Kopf und Kenntnisse, daß beim Lesen man nicht gewahr wird was ihm fehlte. Welch Vergnügen mußte dieser Mann empfinden, als er sein Wörterbuch und seine litterarischen Neuigkeiten (Nouvelles de la Republique des Lettres) schrieb! Sein Journal ist das Beste, das wir noch gehabt haben und vielleicht jemals haben werden. Können wir hoffen jemals ein ähnliches Werk zu erhalten, so muß es von einer Gesellschaft kommen, an deren Spitze ein hellsehender Mann steht: wer sie stiftet, würde den Wissenschaften einen großen Dienst erweisen, und die Schriftsteller auf den rechten Weg bringen. Vielleicht findet man einst unter meinen Papieren einen räsonnirten Plan dieser Verbesserung der Journale, nebst Bemerkungen über den Einfluß, den sie bei Abfassung einer Geschichte der Fortschritte unsrer Kenntnisse, der interessantesten aller die sich schreiben lassen, haben können.

Ich besitze eine ziemlich zahlreiche Bibliothek, aber sie besteht blos aus Büchern, die ich brauchen kann, und ich halte es für sehr übel angebracht, ja in gewisser Betrachtung für tadelnswürdig, mehr Bücher zu haben, als man lesen und nachschlagen

schlagen kann, wenn dieser Luxus als der edelste und schönste gleich am leichtesten zu entschuldigen ist. Aber wenigstens muß man wissen zu was andern die Bücher dienen können, die man nicht selbst nöthig hat, und es ist abgeschmackt und lächerlich welche zu besitzen, die kein andres Verdienst als das der Seltenheit haben. Eine andre Art von Luxus ist es mit Büchern, deren Werth nur in Schönheit der Ausgaben und Pracht der Bände besteht; er ist aber verzeihlich, wenn jemand reich genug ist, um mit der Absicht schöne Bücher zu erhalten auch gute zu erhaschen, denn ausserdem würde man dem Manne gleichen, der nachdem er sein Vermögen an Rahmen verwendet hatte, zu arm war, um Gemälde zu kaufen.

Wenn eine Bibliothek nicht zahlreich sein kann, muß man es ihr ansehen, von welchem Stande ihr Besitzer ist; denn lächerlich würde es sein, in der Bibliothek einer obrigkeitlichen Person blos Gedichte und Romane, und bei einem Soldaten weder den Polyb noch Cäsars Kommentarien zu finden.

Ernstliches Studiren erfodert Ruhe von häuslichen Sorgen und von Unruhen wegen der Zukunft; es ist auch der Mönchsstand am geschicktesten dazu, weil diejenigen, welche sich ihm weihen, immer für allem Mangel gesichert sind. Daraus muß man den Schluß machen, daß wenn ja die Mönche gänzlich aufgehoben werden, die Wissenschaften gewiß dabei verlieren. Man wird sagen, daß es viele Mönchsorden gebe, die weder studiren noch arbeiten; allein hierauf läßt sich antworten, daß man eher darauf bedacht sein müße, sie nutzbar, als ihnen den Garaus zu machen.

Für den Mann, der liest und studirt, ist es Wollust, jemand zu haben, mit dem er über das Gelesene sprechen kann.

Scire

Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alteri *) sagt ein lateinischer Dichter, allein man muß sich diejenigen wählen, mit denen man über seine Kenntniße sprechen will, denn, fällt man zum Unglück in die Hände eines jener Schwätzer und ewigen Streiter, die leider nicht selten in der Welt sind, so wäre es besser, nie in seinem Leben eine Unterredung angefangen zu haben. Kömmt man an einen dummen Teufel, so ists um nichts besser, und in solchen traurigen Fällen muß man das, was man weis, für sich behalten.

Montagne hatte ohne Lehrer, wenigstens ohne Donat, durch bloße Uebung Latein gelernt. Ich habe es noch erlebt, daß die Jesuitenschüler mit den Köchen und Bedienten Latein sprechen mußten, wenn sie die alltäglichsten Bedürfniße fodern wollten. Das in solchen Fällen übliche Latein hies Küchenlatein, und war sehr schlecht, allein man erlangte doch eine Fertigkeit in dieser Sprache dabei. Man hat diesen Gebrauch aufgegeben, und behauptet, die Kinder lernten nichts dadurch als Donatschnitzer. Indessen habe ich gesehen, daß diese Gewohnheit Leuten, die in Deutschland, Ungarn, Polen und Böhmen reisten, sehr fortgeholfen hat. Griechisch reden lernen wollen würde sehr unnütz sein, man könnte es sogar gegenwärtig überhoben sein, Bücher aus dieser todten Sprache zu übersetzen, weil sie es alle sind. Zum wenigsten aber sollte man es lesen können, die ersten Elemente der griechischen Grammatik kennen, und vorzüglich die Wurzeln innen haben, über welche die Herren von Portroyal ein so gutes Buch verfertigt haben. Man kann nicht glauben,

wie

*) Dein Wissen ist nichts, wenn was du weiß, ein andrer nicht weis.

wie nützlich diese Kenntniß zum Verständniß vieler Kunstwörter ist, denn wenn auch unsre Sprache nicht von der griechischen abstammt, so muß man wenigstens eingestehen, daß zwei Drittheil der Worte davon abstammen.

Es giebt so langweilige unangenehme Lehrbücher, daß man sie Gegenmittel gegen das Studiren nennen könnte. Man muß junge Leute des Ekels für dergleichen Büchern zu überheben suchen, und andre an ihre Stelle setzen, welche Neugier und Theilnehmung einflößen. Theilnehmung erwecken, ist die größte Kunst des Schriftstellers, der Endzweck und Zielpunkt eines jeden, der wissenschaftliche und historische Bücher, Romane und Schauspiele schreibt. Aber sie muß nicht blos auf Augenblicke erweckt, sondern bis ans Ende unterhalten werden, und — hoc opus, hic labor est.

Leute, denen ich meine Auszüge und Bemerkungen über verschiedne Materien mitgetheilt habe, haben mir vorgeworfen, daß ich keinen eignen Stil hätte, worauf ich antworte: Was schadet dies, wenn ich Stil für die Sache habe, mit welcher ich mich beschäftige? Eine Hauptregel ist's, daß — man schreibe auch über was man will, man beobachte das, was die Schauspieldichter thun; jede Person so reden lassen als es ihr zukömmt; nur müßen die Ausdrücke klar und die Gedanken richtig sein — das ist das Wesentlichste.

Große Genien haben nicht nöthig zu lesen, um große schöne Ideen zu faßen, und nicht blos glänzende, sondern auch gute nutzbare Entwürfe zu fassen. Indessen nutzt ihnen die Lektür sehr viel, ihre Ideen zu berichtigen, und ihnen durch das Beispiel derer, die ähnliche gehabt haben, zu zeigen, welchen Gefahren man sich aussetzt, wenn man sie mit allzuviel

Hitze

Hitze und Geschwindigkeit verfolget. Schon längst hat man gesagt, daß die Geschichte vorgefaßte Erfahrung sei, und diese Erfahrung ist wenigstens denen nöthig, die ihre Ideen zu weit führen, und die allzugroße Entwürfe machen könnten.

Voiturs Schreibart, die ehedem einigen Ruf für sich hatte, ist gegenwärtig verschrieen — er ist ein Spasvogel, der etwas Witz hat, ohne daß dieser richtig und edel sei. Balzac im Gegentheil, dessen Schreibart ganz unmodisch ist, hatte edle Ideen und Ausdrücke. Leute, die alles brauchen können, könnten aus dem Balzac noch einige Ideen und Wendungen nehmen. Aber noch einmal, die beste Regel in Absicht der Schreibart ist, sich nach dem Gegenstand richten, den man zu behandeln hat. — Es giebt Leute, welche um dem wenigen Gedächtniß, das sie besitzen, fortzuhelfen, sich ein pro memoria von allem machen müßen was sie thun wollen. Ein gewisser Intendant in Tours, der zu Anfange dieses Jahrhunderts lebte, war wegen seiner pro memoria berühmt, die man ihm wegkaperte wo man konnte, um sie zu lesen und darüber zu lachen. Einmal fand man in eins geschrieben. „Ich habe mir „vorgenommen, mir in Zukunft selbst den Bart zu putzen, weil „meine Leute mich henkermäßig schinden." — Ein wenig weiter unten hieß es. „Ich will nicht mehr Mordieu fluchen; „es schickt sich besser für einen Intendanten wenn er Morbleu „flucht." Der stärkste Zug in der Art rührt von einem Mann her, der von Paris nach Lion reiste und sich aufschrieb: „Nicht zu „vergessen mich zu verheirathen, wenn ich durch Nevers komme."

Trotz allem aber was ich über die pro memoria gesagt habe, bediene ich mich derselben zuweilen, und finde, daß sie mir sehr nutzbar sind. Nicht als ob es mir an Gedächtniß fehlte,

sondern

sondern weil ich mich nicht allezeit erinnern kann, was ich zu dieser oder jener bestimmten Zeit zu thun habe. Ich kenne einen sehr gelehrten, fleißigen Mann, der mit der Feder sehr gut fortkömmt, allein der arme Mann besitzt weder Witz noch Gedächtniß, und ich weis einen Zug von ihm, der einzig in seiner Art ist. Ein Mann von Stande, der seinen Stammbaum haben wollte, wandte sich an den Mann von dem ich hier rede, weil er seine Kenntniße, seinen Fleiß und seine Vorliebe für dieses Fach kannte. Herr B* leistete ihm diesen Dienst mit Vergnügen, blätterte in Geschichtschreibern und Genealogisten, machte Auszüge und Abschriften von alten Titeln, und lieferte endlich nach einer Arbeit von sechs Wochen, was von ihm verlangt worden war. Zwei Jahr darauf bat ihn ein andrer aus demselben Hause, der nicht wußte, daß Herr B* den Stammbaum seines Vetters verfertigt hatte, ihm ebenfalls einen zu machen. B* fängt an zu arbeiten, findet die nemlichen Beweise, ohne aber sich an etwas anders erinnern zu können als daran, daß er schon Gelegenheit gehabt habe, die nemlichen Sachen vor sich zu haben, ohne weiter zu wissen wenn und warum. Zuletzt zeigen sich beide Vettern ihre Stammbäume, finden sie gleichlautend, nennen einander den Verfasser, und sieh da — es war der nemliche.

Die Engländer wissen nichts von Regeln der Schreibart, aber sie haben starke kühne Gedanken, und gewohnt sich in der Politik über Vorurtheile hinweg zu setzen, behandeln sie alle andre Gegenstände mit gleicher Dreustigkeit. Ihre Scherze sind weder lieblich noch schonend, ihre Satire ist stark, aber zuweilen sehr lustig. Doktor Swift, einer ihrer witzigsten, beissendsten Schriftsteller ist bekannt, und ziemlich gut ins französische

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn816076995/phys_0226
DFG

sche übersetzt, wie denn überhaupt Witz der Engländer sich leichter in andern Sprachen geben läßt, als der Italienische im französischen, oder dieser in jeder andern Sprache, weil der Englische gerade auf die Sache geht, und die Personen ähnlich mit starken Pinselstrichen gemahlt sind, statt daß die Italiener mit Worten spielen, und die Franzosen um den Gegenstand, über welchen sie spotten wollen, herumgehen, und mit ihm tändeln wie die Katze mit der Maus, so daß der Witz hier weit schwerer zu erhaschen und zu übersetzen ist. Hätten die Engländer viel solche Schriftsteller wie Addisson, so könnten wir uns nicht Mühe genug geben sie kennen zu lernen, allein ich sehe vorher, daß wir Uebersetzungen mancher schlechten Kopei dieses treflichen Schriftstellers erhalten werden, daß dadurch ein neuer Geschmack bei uns entstehen wird, daß die Franzosen, die ihrem Enthusiasme nie den Zügel anlegen können, in die Angloma-nie verfallen, und wir so zwar einige ihrer kühnen Ideen und einen Theil ihrer freien Denk- und Schreibart erhalten, dafür aber manche unsrer Grazien verlieren werden. Voltäre hat schon gesagt: Wer stark denkt, drückt sich auch stark aus; aber man kann auch leichtlich die Stärke der Ideen übertreiben, und in Gedanken und Ausdruck hart werden.

Voltäre, der seit der Zeit, daß wir die Schule zusammen besucht haben, mein Freund ist, den ich liebe und in vielen Betrachtungen hochschätze, ist nicht allein ein großer harmonischer Dichter, sondern, (was nicht jeder so gut als ich weis) er ist auch ein großer Denker. Sein Aufenthalt in England hat seine Seele erhaben gemacht, und seinen Ideen Kraft gegeben, und er weis sie mit Freimüthigkeit zu äussern, da sein Geist die nemliche Spannkraft hat, die den Schriftstellern, welche bisher unerhörte Dinge vorzutragen wagen, eigen ist. Ausserdem ist seine Schreibart auch reizend genug, um gewissen Ideen, die bei jeden andern auffallend sein würden, Eingang zu verschaffen. Er ist sich nicht gleich, aber er weis den Ton zu verändern, und was ihm als Dichter fehlt, ist vielleicht die Einbildungskraft,

indessen ist es schwer gegenwärtig welche zu äussern, und wer ganz etwas neues machen wollte, würde nichts als lächerliche oder abgeschmackte Ungeheuer hervorbringen. Ein Trauerspiel besteht aus zwei Theilen: Aus der Fabel, der Darstellung der einzelnen Gruppen und der Versifikation. Der erste gelingt Voltären nicht, aber in dem zweiten ist er stark, und ein Beweis, daß es die vornehmste Stärke bei ihm ist, ist der Unterschied des Erfolgs, den seine Schauspiele und diejenigen andern Dichter beim Aufführen haben, z. B. la Grange Chancel, dessen Trauerspiele eine herrliche Fabel haben, aber elend geschrieben sind. In der Darstellung ist Voltäre nicht so gros als Corneille, noch so zärtlich und liebenswürdig als Racine, vielleicht selbst nicht so stark als Krebillon; aber der glücklichen Einfälle, der reizenden Verse sind so viele in seinen Stücken, daß der Zuschauer oder Leser keine Zeit hat zu untersuchen, ob es besser zu machen wäre. Voltärs Prose ist seiner Verse werth, und er spricht so schön als er schreibt. Sein Ausdruck ist deutlich, kurz ohne trocken zu sein; jede Figur ist natürlich, jedes Beiwort auf das Hauptwort passend; und seine Prose ist ein Muster, das schon jetzt seine Zeitgenossen ohne es geständig zu sein, nachahmen. Seine Geschichte Karls XII. kann als Geschichte betrachtet, Fehler haben; seine philosophischen Briefe sind voll kühner Gedanken, die gewiß nicht immer richtig sind; aber seine Schreibart ist herrlich. Voltäre ist erst vierzig Jahr alt; wird er alt, so wird er noch viel und Werke schreiben, wo sich viel für und wider sagen läßt. Gebe der Himmel, daß die Zauberkraft seiner Schreibart keinen gefährlichen Ideen Eingang verschaffe, daß er seinen reizenden Stil nicht durch Werke entehre, deren Inhalt des Mahlers und des Kolorits unwerth sind, daß er nicht eine Menge schlechter Nachahmer erzeuge, und nicht das Haupt einer Sekte werde, bei der es wie bei vielen andern gehe — daß sich die Anhänger in Ansehung der Absichten ihres Patriarchen irren.

Ende.

ufs Meer zu wagen, der sie nicht zu
reßiren fähig ist, dafür warnen kann.
ch in ganz unbedeutenden Büchern auf
hoben zu werden verdienen, und wenn
reichlich wird, so ist sie doch schätzbar.
h ist nichts so unausstehlich als unun-
er Sammlung von Versen; wenn man
nd wieder weglegt, gelingt es einem sie
weilen findet man sehr hübsche Sachen.
cken kann ich nicht anders als nach dem
n sie auf mich gemacht haben, und ich
der Untersuchung in Acht, ob sie regel-
ich denke man müße nur darauf Acht
el und in den Karakteren des Stücks
ist denn die erste interessant und die
finde ich das Stück schön. Ist es in
t geschrieben, so ists ein Vorzug mehr,
des Stücks liegt nie darinnen.
en, welche ich über Bücher, die ich ge-
machen schon etliche dicke Bände aus,
Sohn nicht unnütz sein, wenn er ein
niß seiner Bibliothek machen will.
hat und nie ließt, ist gewiß ein Dumm-
atzen wird, und welchen Weltkenntniß
gen Köpfen nicht für Aeusserungen, die
schützen werden; wer aber nichts thut
, und nie sich Weltkenntniß zu erwer-
ein plumper, ungeschlifner Pedant, der
nier in Albernheiten verfällt, denn so
wie